



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1934

7 (1934)

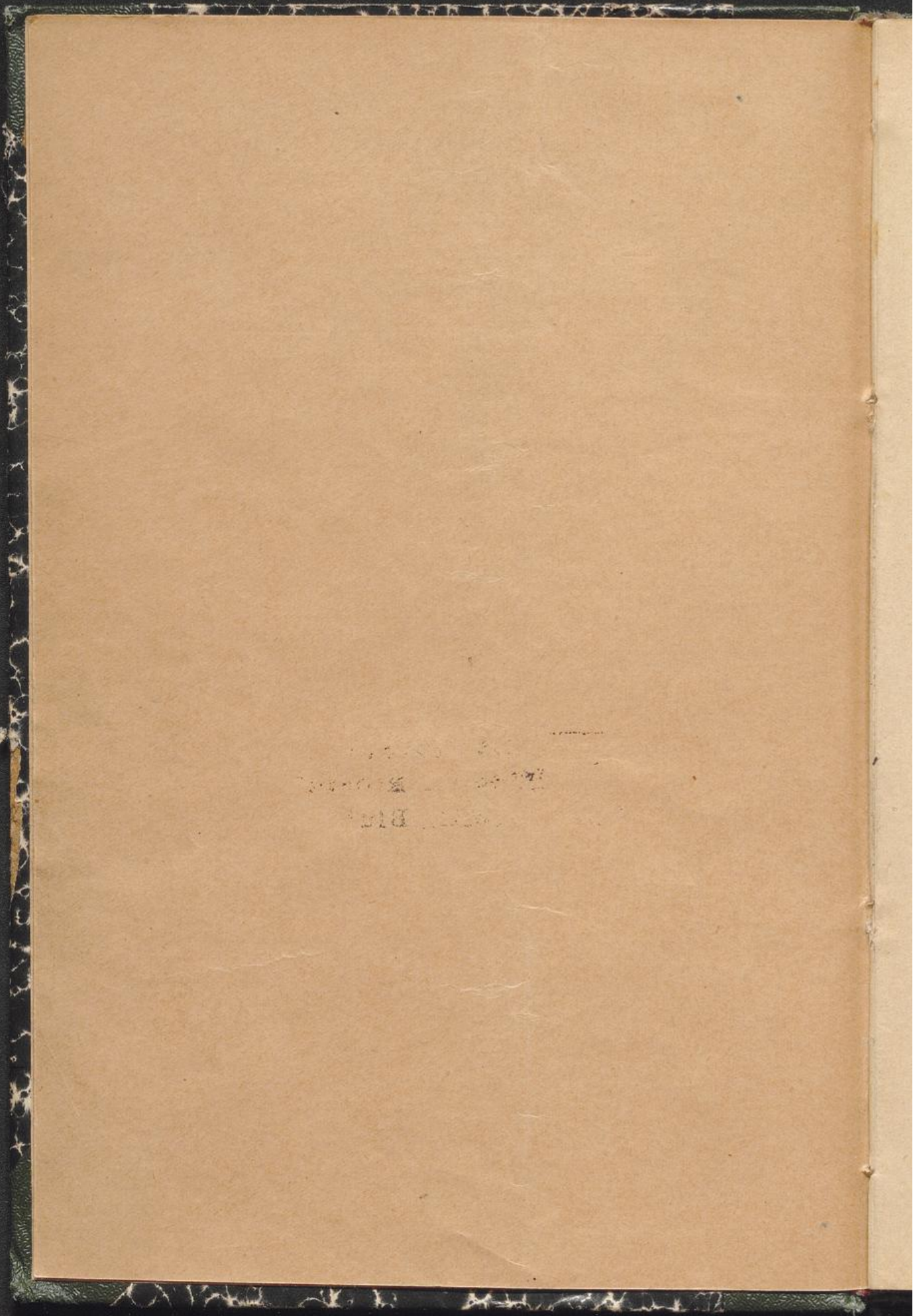
nicht

34



* Bibliothek *
A Heilig Blut Y

Allgemeiner
Bücherschrank
ST Anna



Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Zweimndfünfzigster Jahrgang
1934

Bibliothek
Missionkloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg / Bayern

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Am Grabe der Mutter	337	Maria im Rosenhag	389
Abeglocken	225	Neues Jahr	1
Chor der Toten	321	Osterlied	97
Der Missionar	148	Priesterhymne	114
Dreifönig	10	Pfingsten	129
Ein Gott; Ein Glaube; Ein Volk	300	St. Joseph	65
Herz Jesu Monat	161	Wenn eine Mutter betet für ihr Kind	193
Rehr dich zu Gott	257	Weihnacht	357
Lied beim Flurgang	175	Weihnachten	374
Maria Lichtmeß	33		
Maria	241		

Aufsätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes

Apostolische Präsektur Umtata	43, 74	Heilige Stunde	66
Arbeitsdienst für Christi Reich	51	Isaias Msomi	324
Abolf der Pionier	94	Jahrfeier, 40. der Besetzung des Matabelelandes	98
Abt Franz: 25 Jahre †	130	Jesus	3
Aus den westfälischen Forsten	156, 188, 219	Johannes Sodobus	251, 282, 314
Ackerbauschule der Eingeborenen	168, 212, 246	Kämpfer der Scholle	28, 59
Beim Hl. Vater, Rom	34	Leitgedanken zum Missionsjahr	2
Besetzung des Matabelelandes	40 Jahre her	Liebeswerk, das große,	240
Centocow, Nachricht von	149	Marianisches aus Südafrika	238
Christliche Australneger retten deutsche Flieger	176	Mariannhiller Rundfunk 7, 38, 71, 103, 134, 165, 204, 232, 264, 290, 330,	368
Die Deutschen am Kap	80	Mißlungener Versuch einer afrika- nischen National-Kirche	20
Der angehende Professor	89	Matabeleland, 40 Jahre	98
Der Herr Kaplan im Draht	272	Mein neuer Kaplan	119
Erlebnisse im Missionsland	42, 210	Mission für alle	113, 162, 350
Erinnerungen an Abt Franz	140	Missions- und Ordenspioniere 225, 258, 290, 322,	362
Erste Messe in der Jobis-Schule	151	Missionsarmee, neue	268
Einführung einer Zauberin	214	Missionstagung i. Frankfurt a. M.	301
Edles Heidenherz, ein	266	Missionsschule St. Josef, Utdorf	306
Jobis-Schule, erste Messe in der	151	Mission, vollbrachte	324
Gedanken eines Missionars	98	Mein erster Krankenruf	248
Geschichte Natal's 25, 53, 90, 120, 152, 184,	216	Missionsjahr, Leitgedanken zum	2
Gehet hin in alle Welt	172	Mysteriöser Versehgang	124
Gründung von Keilands-Mission 279, 311, 346,	376	Natal, Geschichte von 25, 53, 90, 120, 152, 184,	216
Gotteswege in der Mission	334	Papst, der, ruft zum Gebetsaposto- lat	2

Religionsstatistik	274	Wie erhalten wir viele geistliche Berufe?	83
Rundfunk, Mariannhill 7, 38, 71, 103, 139, 165, 204, 232, 264, 290, 330, 368		Was unsere Missionare erzählen 144, 194, 236	
Reise nach dem Süden 12, 48, 89, 108		Wie man eine Mission eröffnet	179
Salve Regina	310	Wem wird Südafrika gehören?	339
Stimmen aus dem Königskraal 276, 303		Weinende Mutter	344
Sie lebten und starben fürs Christkind	371	Zahlenbild des Apostolischen Vikariats Mariannhill	207
Transeamus usque Bethlehem	356	Zahlenbild der Apostolischen Präsektur Bulawayo	208
Traurige Weihnacht —	378	Zeige uns dein Reich 6, 47, 70, 107, 139, 171, 203, 231, 271, 299, 338, 361	
Wie heißt du?	46	Zulumärchen 183, 278, 298, 345	

Unsere Bilder

Anbetung der Weisen	11	Heidnische Frau	21
Alois Mncadi, Priester	39	Heidnisches Mädchen	171
Apostolischer Präsekt von Umtata mit seinen Priestern	75	Heiden	237, 347
Abt Franz	131, 141	Heidnische Mutter	369
Altdorf, St. Josef	169, 265, 273	Inneres der Pfarrkirche von Umtata	81
Am Sambesi	283	Im Einbaum über den Sambesi	343
Am Grabe der Mutter	337	Jesus im Gebet	67
Besuch in Ewele	88	Judas Verrat	85
Butterworth im Transkei	105	Kircheninneres von Revelaer	55
Bajutodorf	153	Kulturarbeit	111
Bergpredigt	163	Kinder begrüßen den Neupriester	210
Br. Abel	201	Las Palmas	19
Br. Stephan	242	Letzter Gang	323
Centocow, Kapelle	149	Mariannhill	371
Ewele Mission	88, 123	Misr. Dr. Arnoz, RMM. 15, 40, 327	
Christ ist erstanden	99	Mitten im Sambesi	49
Cala, Priesterjubiläum	45	Matabelekrieger	101
Clairvaux, Südafrika	360	Mariazell im Winterkleid	118
Denkmal für gefallene Engländer	102	Missionshaus St. Paul	132
Der Heiland der Welt	291	Mariannhiller Neupriester	165
Diaconatsweihe im Pius-Seminar	359	Missionare bei Eingeb.-Familie	168
Entstehung einer Missionsstation	317	Missionarswohnung in St. Josef, Afrika	195
Erzelenz Bischof Viktor v. Sitten	259	Mariannhill	217
Emaus	143, 146	Maria	241
Eingeborener katholischer Frauenverein	205	Missionare, junge	292
Ein Heidenkind	373	Mariannhiller Patres im Mutterhaus	335
Feldaltar	52	Matabelemädchen 276, 279, 280	
Frau beim Bier	24	Nach dem Gottesdienst in Maria-tal	5
Firmlinge in Empandeni	57	Neubau einer Mission, St. Patrick	112
Frühling	181	Pfarrkirche in Umtata	77
Flußidyll, südafrikanisches	185	Patrick, St., wird gebaut 78, 112, 253	
Frohe Ferien unserer Scholastiker	292, 297	P. Kammerlechner	100
Generalkonsul Dr. Wiehl	35	P. Dahm	115
Grabstätten der Mariannhiller	325, 329		

P. Woyaczek	197, 213	Swazi-Familie	379
P. Wörsching	305	Wahrsager-Familie	341
P. Andreas Hoze	311	Wohnung einer Wahrsager-Fami-	
Priesterweihe in Würzburg	227	lie	341
Primiz des P. Herget i. Salem 233,	234	Weltreisender in Bulawayo	145
St. Josef	69	Wahrsager-Häuptlinge	245
Schulkinder von St. Patrick	72	Wasserträgerinnen	249
Samariterdienst	109	Walliser Ordensschwestern für Af-	
St. Paul	135, 136	rika	269
St. Josef Altdorf 169, 273, 309,	332	Weihnacht	357
St. Josef bei Besters	262	Weihnachten	375
St. Aghdius am Sambesi	270	Zauberin mit Schülerin	215
St. Theresia vom Kinde Jesu	301	Zwei Brüder Mariannhiller Mis-	
St. Jakob, Cofimvabe	366	sionspriester	213
Schöne Schweiz	229	Zulukind, schlafendes	363
Studenten, schweizer	173		

Bergs Meinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 7

Juli 1934

52. Jahrgang

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind

Der reinsten Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinsten Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Tränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf daß er unsre stillen Tränen zählt —
Doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

D schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
Es sieht so trüb, so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus;
Denn drinnen betet, fromm gesinnt,
Still eine Mutter für ihr Kind.

D nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Was unsere Missionare erzählen

Von P. Otto Heberling, RMM.

In den letzten Wochen brachte mir die Post wieder manches Briefchen aus dem fernen Südafrika, von unseren an der vordersten Missionsfront für die Ausbreitung des Reiches unseres Königs Jesus Christus und für den Sieg der großen Sache unseres heiligen Glaubens kämpfenden, ringenden, blutenden Soldaten und opferfreudigen Aposteln. Es sind wirkliche Feldpostbriefe von Gottesstreitern und haben trotz ihrer Schlichtheit und Einfachheit einen tiefen Inhalt, haben uns allen recht viel zu sagen. Wohl uns, wenn wir die Sprache der Missionare verstehen!

Als erster soll heute P. Valentin Faulhaber RMM., der auf der Missionsstation Kwa St. Joseph im Vikariate Mariannahill tätig ist, das Wort erhalten. Er schrieb mir in einem Brief vom 13. März unter anderem folgendes:

„Vor allem aufrichtigen Dank für Ihre beiden Briefe sowie das Geld für die Heidenkinder. Nun, die Wohltäter freuen sich am meisten, wenn ich gleich ein wenig erzähle von den „Kindern“.

„Da drüben ist eine Frau krank und verlangt nach dir!“ sagte man mir eines Abends. Für den folgenden Tag war aber eine Hochzeit angesetzt. „Da ist die Trauung eben am frühen Morgen und dann gehe ich zur kranken Frau“, sagte ich. Der Bräutigam, ein neugeborener Christ, freute sich riesig über den Bescheid, weil er schon vorher den Wunsch geäußert hatte, zu heiraten, wenn nur wenige Leute in der Kirche sind. Die Braut konnte ja auch schon in der Frühe mit dem Sonnenschirm in die Kirche kommen und auf dem Heimweg konnte sie noch ihr neues Kleid zeigen. Gesagt, getan. Die Trauung war in der Morgenfrühe. Die Braut kennen Sie. Sie ist von Ihnen getauft: Emmerentia Kumalo. Sie heiratete einen Sohn vom Kaba, unserem Nachbarn.

Nach der hl. Messe stand das Kößchen bald gesattelt da und fort ging's zur kranken Anna Maria in Esinyameni. Doch merkte ich gleich, daß die Frau nicht so krank war. So spendete ich ihr die hl. Kommunion und wollte wieder gehen. Da sagten einige Leute: „Die Frau dort drüben, die du schon öfters besucht hast, ist schlimmer krank und verlangt nach der hl. Taufe.“ Ich ritt hinüber. Tatsächlich war Gefahr da und so bereitete ich alles vor, um dem alten Mütterchen zur Himmels Herrlichkeit zu verhelfen. Da es schon ihren Namen gewählt hatte, taufte ich es auf den Namen Angelina.

Nun hieß es: „Da drüben ist noch ein alter Mann krank und er läßt Dich rufen!“ Wieder bestieg ich mein liebes Pferdchen, um auch diesen Kranken noch zu besuchen. Dort hatten sich schon mehrere Christen versammelt um einen alten Mann, der ruhig dasaß, als ich ankam. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich den Alten, was er denn von mir wolle. „Krank bin ich und will getauft werden!“ gab er zur Antwort. Weitere Verhandlungen konnte ich mit dem Alten nicht pflegen; denn er hörte fast nichts mehr und war zudem an das Zulu einer europäischen Zunge nicht gewohnt. So ließ ich ihn denn durch seinen Sohn Michael fragen, ob er an einen Gott glaube, oder ob es mehrere Götter geben könne. Da wurde der Alte böse und meinte: „Wenn ich dich gerufen habe, kannst du auch wissen, daß ich an einen Gott glaube, sonst hätte ich dich nicht rufen lassen.“ Im weiteren Verlauf ergab sich, daß er in den Hauptwahrheiten

unseres Glaubens ein wenig Bescheid wußte, da er manchmal in die Kirche gegangen war. Nun galt es noch das Alter einigermaßen festzustellen. Da saß eine Frau, die an 70 Jahren zählen mochte. „Bist du älter als diese?“ fragte ich. „Die ist nur ein Kind, ich bin viel älter, alle meine Altersgenossen sind nicht mehr“, lautete sein Bescheid. Sein Sohn, der in der Schule gelernt hat, konnte einigermaßen eine Zeitbestimmung geben und meinte, sein Vater sei gegen 105 Jahre alt. So taufte ich ihn auf den Namen „Joseph“. Ein sonderbares Heidenkind, dieser 100 jährige Joseph, nicht wahr! Der aber freut sich wie ein Kind, daß er Christ ist und ist stolz auf seinen Namen. Er hat darüber Krankheit und scheint's auch das Sterben vergessen.



Das „Pfarrhaus“ von St. Joseph, Südafrika, Missionarswohnung

Raum war ich daheim angekommen, da stand ein Mann da mit der Meldung: „Da drüben ist ein Mann krank und verlangt nach dir.“ Wie sonderbar, da komme ich doch gerade her! Habt ihr mich denn nicht vorbereiten sehen?“ fragte ich. „Doch wir haben dich schon gesehen, aber — der Mann — ist sehr krank!“ Da es nicht sehr weit war, entschloß ich mich, sofort zu Fuß mitzugehen; denn mittlerweile hatte es zu regnen angefangen und der Weg war zu schlüpfrig zum Reiten. Der Katechet begleitete mich mit der Laterne. Bis wir an den Kraal kamen, war es stockdunkel geworden. Kein Zweifel, der Mann — das sah man sofort — war dem Tode geweiht. Doch konnte er noch ganz gut die Geheimnisse unseres Glaubens erfassen. Während es draußen tiefe Nacht war, wurde es Licht in der Seele. Stille Ergebung lag auf dem Angesichte dieses noch jungen Mannes als das Taufwasser über die Stirne floß und er die Worte hörte: Rochus, ich taufe dich . . . Nun spendete ich ihm gleich das Sterbesakrament und nach einem Dankgebet verließen wir den Kraal. Nach langen Irrungen in der entsetzlichen Dunkelheit kamen wir endlich daheim an, während es jetzt in Strömen regnete. Doch was schadete es! — Drei Seelen hatten dafür das Glück der Gotteskindschaft erlangt. Wenige Tage später war Rochus heimgegangen und hinterließ eine Witwe mit einem Kind.

Auch Angelina folgte ihm bald in ein besseres Dasein. Die Arme hatte viel gelitten im Leben. Der 100 jährige Joseph aber ist noch guter Dinge und ist immer seelenvergnügt, wenn ich ihn besuche.

Nun die kleine Regina*) hat auch ihre Geschichte. Seit Anfang meines Hierseins fiel mir unter den Katechumenen eine Frau auf, die besonders eifrig war. Sie werden sie wohl auch noch kennen. Als die Zeit für die hl. Taufe kam, fragte ich sie, ob sie auch getauft werden wolle. Da fing sie zu weinen an und sagte, sie sei schon getauft und heiße Dominika. Sie möchte aber so gerne zu den Sakramenten gehen. Als Kind in Krankheit getauft, wuchs sie in heidnischer Umgebung wie eine Heidin auf und nahm dann einen heidnischen Buben als Mann. „Nun, dann soll der Mann eben auch lernen, um Christ zu werden. Dann macht ihr eure Ehe in Ordnung und du darfst zu den Sakramenten gehen“, erklärte ich der Frau. Da weinte die Arme wieder und sagte: „Er weigert sich zu bekehren und ich kann mich nicht von ihm trennen!“ — „So bleibt dir nichts übrig, als deinen Fehltritt zu bereuen und zu beten für deinen Mann. Im übrigen suche Gott zu dienen so eifrig du kannst“, erwiderte ich der Frau. — Mehrere Monate wartete ich nun. Da die Frau immer den gleichen Eifer zeigte, erwirkte ich ihr Dispens. Dann ließ ich den Mann kommen. Wir haben hier viele Heiden, aber so einen wilden Kerl hatte ich doch noch nicht gesehen. Er versicherte: „Meine Frau kann zur Kirche gehen so oft sie will, meine Kinder sollen alle Christen werden und ich werde sie in die Schule schicken, aber ich selbst werde mich auf keinen Fall bekehren!“ — So wurde der Tag der Heirat bestimmt. Der Mann kam natürlich wieder in seinem heidnischen Aufzug. Erst nach langem Bitten ließ er sich herbei, in die Kirche zu gehen, um da noch einmal sein Jawort zu geben. Nach der Heirat hat die Mutter und auch der heidnische Vater, ich möchte doch ihr Kind taufen. So taufte ich das Kind auf den Namen Regina.

Eine Elisabeth werde ich bei nächster Gelegenheit taufen. — Nun noch etwas, das Sie sicher interessiert. Am Samstag vor Septuagesima ließ mich unser Nachbar Gazi Duma, der krank geworden war, rufen und versicherte mir, nun sei für ihn die Zeit der Bekehrung gekommen. Vor wenigen Monaten noch machte ich mit dem Professor der Missionswissenschaft der Universität Würzburg, P. Thomas Ohm OSB., einen Besuch, um ihm den Typ eines richtigen Heiden zu zeigen. Auf religiöse Fragen gab er nur lachend Antwort: „Gott ist dahinten in einem Walde, aber man kann ihn nicht sehen und es ist schon alles recht mit ihm. Befehlen werde ich mich, wenn es das inhliziyo (Herz) sagt.“ — Als ich ihn heute wieder über Gott fragte, sagte er klar: „Es ist nur ein Gott, und Gott ist gut!“ — Bei allen weiteren Fragen wiederholte er nur immer: „Unkulunkulu mühle, Gott ist gut!“ Nun erklärte ich ihm kurz die Geheimnisse unseres hl. Glaubens. „Ja, ich will alles tun, um Gott zu dienen; denn ich liebe Gott“, versicherte er. Ein Hindernis bestand jetzt nicht mehr; denn seine zweite Frau ist längst weg von ihm, die dritte war vor einiger Zeit gestorben. Trotzdem wollte ich ihn noch etwas prüfen und ging wieder heim, ohne ihn zu taufen. Sonntag Septuagesima war's. Der Heiland erzählt von den Arbeitern im Weinberge. „Um die 11. Stunde ging er abermals aus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr müßig den ganzen Tag. Geht auch ihr in meinen Weinberg!“ Ohne

*) Joseph, Rochus, Regina und Elisabeth sind Namen, die von Wohltätern als Taufnamen von „Heidentindern“ gewünscht wurden.

Zweifel ergeht der Ruf des Herrn an viele Menschen erst in elfter Stunde. So auch bei unserm Nachbar. Nach dem Sonntagsgottesdienst ging ich wieder zu ihm. „Ich muß sterben“, meinte er; „denn heute geht's schlechter als je, aber Gott ist gut.“ Nochmals unterrichtete ich ihn ein wenig. Er wußte noch verhältnismäßig viel von dem, was ich ihm tags zuvor gesagt hatte. Kanisius machte den Taufpaten. Um noch eine recht reuemütige Stimmung hervorzurufen, sangen wir das „Miserere“ in Zulu. Rindlich



Hochw. P. Franz Wojaczek, RMM.
Mariannhiller Missionspriester, am Tage der
hl. Primiz

faltete er die Hände und man sah es ihm an, daß es ihm ernst war mit einer innerlichen Befehrung. Meine Stimme zitterte vor innerer Erregung, als ich die Worte sprach: „Pius ego te baptizo . . .“ Der Missionar das wissen Sie ja selbst, gewöhnt sich sozusagen an das geheimnisvolle Wirken der Gnade in Menschenseelen. Aber heute überwältigte mich einfach das Geheimnis der Gnade, als das Taufwasser über die noch Spuren des Heidentums tragende Stirn floß. Noch vor wenigen Monaten, ja, noch vor etlichen Wochen, hüpfte und tanzte er wie ein wilder Heide, heute hat ihn

die Gnade zu Boden geworfen und er ist gläubig wie ein Kind. Fast hätte ich ihn beneiden mögen, diesen alten Sünder, der mit einem Schläge die Wohnung des dreieinigen Gottes geworden war, der in elfter Stunde zur Gotteskindschaft emporgehoben und so teilhaftig wurde der unendlichen Verdienste unseres Erlösers. Doch „Gott ist gut“ und so freute ich mich herzlich mit dem alten Pius. „Gott ist so gut“, meinte er jetzt, „ich kann es gar nicht begreifen, daß ich so blind war und es nicht früher einsah, aber es war wie Nebel vor meinen Augen; doch jetzt will ich Gott dienen von ganzer Seele.“ Lange und herzlich drückte er mir die Hände beim Abschied. Lange kniete ich an diesem Abend vor dem Gnadenspender im Tabernakel. Das Erlebnis dieses Tages zwang mich nieder auf die Knie. „Gott ist gut!“ das werde ich nicht mehr so leicht vergessen können.

Als ich den Novizen bei der Recreation erzählte, unser Nachbar habe sich bekehrt und sei getauft, lachten sie und meinten, das sei unmöglich; aber der Gnade ist alles möglich. Unser Pius ist ein Held geworden und zeigt sich als ganzer Christ im Dulden. Schon beinahe zwei Monate liegt er jetzt krank darnieder, kann sich fast nicht rühren, kann fast nichts essen und nicht schlafen, nur mit leiser Stimme kann er reden. Aber freudig leuchtet immer sein Auge, wenn ich ihn besuche, voll und ganz ist er ergeben in Gottes heiligen Willen. Am letzten Sonntag habe ich ihm die letzte Dlung gespendet; denn er glaubte sein letztes Stündchen sei gekommen. Doch — „wie Gott will, Gott ist gut!“

Nun noch schnell zur Beantwortung Ihrer Fragen in Ihren letzten Briefen. Kanisius hat noch seine gewöhnliche Hütte. Er arbeitet jetzt droben am Bau. Als Katechet haben wir jetzt einen Bruder. Sie wissen ja, das liebe Geld! Am Sonntag hilft er aber noch tüchtig mit. Er ist eine treue Seele. Zu seiner großen Freude hat ihm der liebe Gott noch eine kleine Theodora geschenkt. Nathanael trägt sein Kreuz der Kinderlosigkeit. Er hat jetzt ein Kind von Verwandten angenommen. Ubrigens nach Ostern habe ich vor die ersten Männer und Burschen in die Marianische Kongregation aufzunehmen. Das grüne Bändchen hat eine Anzahl schon beinahe ein Jahr.

Die Mjwara (Joseph) haben ein Blechhaus und sind nicht wenig stolz darauf. Sie sind noch alle gute Christen und lassen vielmals grüßen. — Der gute alte Joseph Mdhlahla, der so oft von Ihnen träumte, ist letzten November eines sehr schönen Todes gestorben.

Die Marienmädchen sind bis jetzt noch brav geblieben. Theresia will ins Kloster. Der Vater, der alte Heide, weigert sich natürlich mit Händen und Füßen. Doch der liebe Gott wird dem guten Kind schon helfen. Im Mütterverein ist's noch beim Alten. Es wollen jetzt sehr viele eintreten.

In den Schulen geht's ganz gut voran. Hier haben wir jetzt gegen 90 Kinder. Miß Dube und die Kinder lassen vielmals grüßen. Es wird jetzt fleißig gearbeitet; denn auch die Regierung verlangt viel mehr als früher. Gegenwärtig haben wir eine sehr gute Hilfslehrerin von Maris-Stella. In St. Bernhard unterrichtet jetzt Franz Kadebe. Er hat nach ihrem Weggang in der Mittelschule in Maria-Trost weitergelernt. Bis jetzt bin ich sehr zufrieden. Er hat schon beinahe 60 Kinder. In der neuen Schule zwischen Esipofu und Enyawini unterrichtet Clothilda Mtshale. Auch da geht's voran. Nur schade, Enyawini schickt kein einziges Kind. Ob da Stammesfehde besteht? So bin ich nur auf die Kinder der Heiden am EQuha angewiesen. Es sind gegen 16—18 Kinder, die aber äußerst eifrig sind. Bemerkenswert ist, daß die Protestanten, die ganz in der Nähe an-

fingen, ihre Schulen schließen mußten, weil sie zu wenig Kinder bekamen. St. Maria (Cycopo) ist noch beim alten. Es sind gegen 40 Kinder. Fürchte nur, daß sie mal geschlossen wird, weil die Protestanten zu nahe sind und die Regierung sehr hinter den Privatschulen her ist. Bitte, gedenken Sie dieser Schule manchmal im Gebete. Die Mutter der Gnade möge doch ihren Sprößling schützen.

Eine weitere Nachtschule haben wir nun auch bei Alexia Mtshengu. — Vom Klosterbau hätten Sie gern ein Photo. Aber leider ist das noch nicht möglich. Bis jetzt sieht man droben auf dem Berg eine Riesensfläche, ferner einen Berg von Ziegeln und mehrere Straßen, deren eine zum Fluß führt, wo wir Sand holen, die andere in den Steinbruch, weil das Fundament mit Bruchsteinen gemacht werden soll. Ein andermal mehr vom Klosterbau.

Dieses Jahr habe ich sechs Brüdernovizen. Klerikernovizen keine. Doch sind eine schöne Zahl ins Seminar eingetreten und auch mehrere Postulanten.

Nun aber Kurzschuß, wenn auch nicht an der elektrischen Leitung, (denn es geht bei Petroleumlampe) so doch in meinem Geschreibsel. Nochmals herzlichen Dank für ihre milden Gaben. Der göttliche Kinderfreund möge es Ihnen und den Wohltätern reichlichst vergelten. . . (Folgt gewöhnlicher Brieffschluß.)

P. S. Noch etwas. Möchten Sie die Güte haben und an den Professor der Missionswissenschaft in Würzburg schreiben und ihn bitten, er möge mir einige Bilder von Gazi Duma, jetzt Pius, zukommen lassen. Er hat nämlich eine ganze Menge Aufnahmen von ihm gemacht. Meine Schwester würde gerne für die Kosten der Photos aufkommen. Für mich wäre es eine große Freude, einige zu bekommen. Vielleicht wären Sie selbst auch interessiert daran, weil Sie den Mann ja auch kennen. Schon im voraus herzlichen Dank. —

Von P. Xaver Brunner RMM., von dem ich schon einmal einen Brief veröffentlichte, erhielt ich vor einiger Zeit erneut ein Lebenszeichen und gute Nachrichten. Aus seiner Missionstätigkeit erzählt mir der eifrige Missionar unter anderem in seinem Briefe folgende Begebenheit:

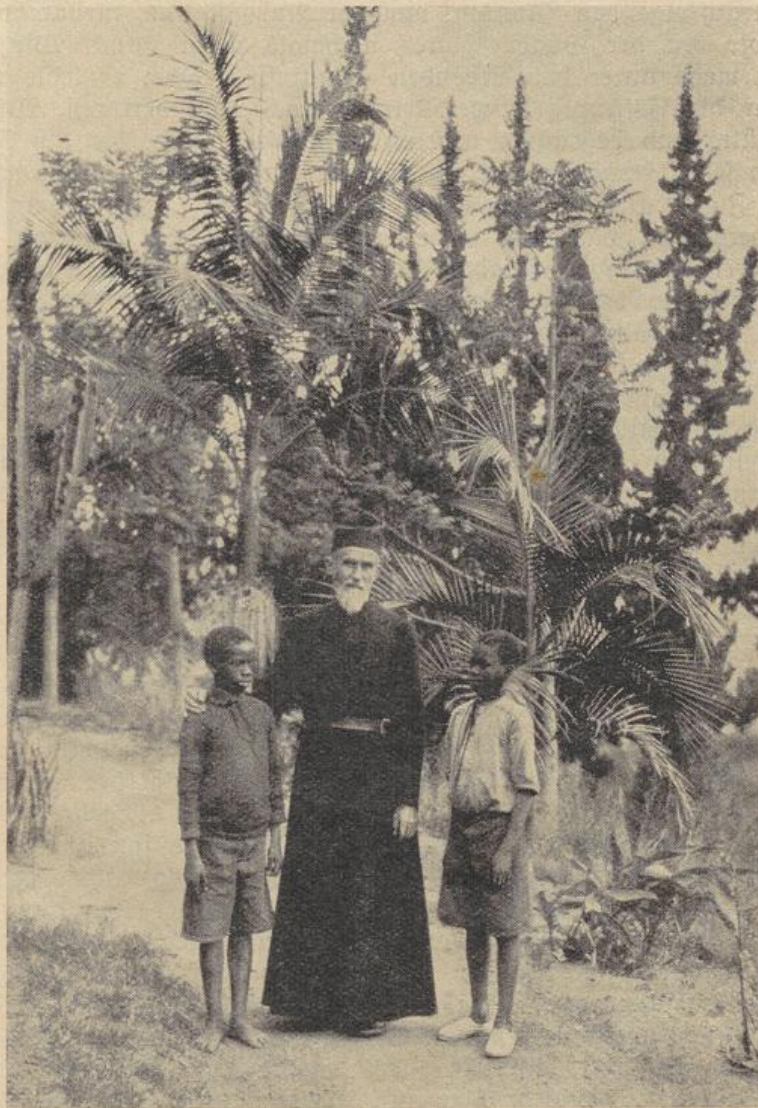
„Vor etwa drei Wochen wurde unser Krankenbruder, der sich bei den Schwarzen seiner berühmten Medizin wegen schon in kurzer Zeit einen Namen gemacht hat, zu einem kranken Burschen gerufen. Er traf ihn schwer krank an. Als ich von der Außenstation St. John zurückreitend in dieselbe Gegend kam, ließ ich es mir nicht nehmen, einen Abstecher zu machen, um den kranken heidnischen Burschen ebenfalls zu besuchen. Wollte der Bruder seinen Leib wieder kurieren, so ging ich darauf aus, ihn an der Seele zu heilen. Gerade bei Krankheiten sind ja die Menschen, wie Sie wissen, für übernatürliche Wahrheiten und Trost mehr zu haben als in gesunden Tagen. Und nicht selten benützt Gott solche Gelegenheiten, um die Leute für Ewigkeitsgedanken empfänglich zu machen. Bruder Gerold war bei mir. Er sucht mich in die Zulusprache einzuführen und erklärt an den Sonntagen das Evangelium, bis ich selbst die Sprache kann. Wir bogen etwas von der Straße ab zu einer kleinen Hütte und fragten nach dem Kranken. Kinder, halb bekleidet, und eine Frau standen vor der Hütte, die uns nach langem Hin- und Herfragen nach Zuluart die Richtung zeigten. Wohl konnte man vom Platze aus die Hütte des Kranken sehen, aber wir mußten vorher noch durch eine tiefe Schlucht. Nur enge Fußpfade führen an den tiefen Abgründen vorbei, und wenn man einen Pfad verliert, kann man in größte Lebensgefahr kommen. Da die Heiden sehr entgegen-

kommend sind und einen natürlichen Anstand besitzen, wie man ihn bei Zivilisierten oft vermisst, so gab uns die gefragte Frau ihren Sohn als Bealeiter mit. Dieser heidnische Knirps hatte den schönen Namen Eintindhlu (Hüttenerstörer). Er fühlte sich gleich als Führer und schritt uns voraus als hätte er eine Regimentsparade abzunehmen; dabei hatte er aber nur ein zerrissenes Hemd an, das man kaum noch als solches erkennen konnte und darüber einen alten englischen Militärrock. Unter der sicheren Leitung dieses Helden mit dem schönen Namen kamen wir auch bald an die Hütte des Kranken. An einen steilen Abhang war sie hingefleht wie ein Schwalbennest. Wir stiegen vom Pferde. Durch das kleine Loch der Hütte schlüpfen wir hinein zu dem Kranken.

Nun, glücklich in der Hütte drinnen, die außer diesem Einschlupfloch keine andere Öffnung hat, stellten wir uns etwas hin, bis sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann begrüßten wir den kranken Burschen, der am Feuer hockte und nur mit einer Decke bekleidet war. Mittlerweile waren schon auch noch andere Leute in die Hütte gekommen; denn wenn der Missionar kommt, dann laufen ja gleich alle Leute zusammen. Sie brachten uns ganz niedere Stühlchen, auf die wir uns niederließen. So ein Sitz ist alles eher als bequem, da die Stühlchen kaum eine Handbreit hoch sind; aber es ist immer noch besser, als sich auf den mit Kuhmist beschmierten und von kriechenden Tieren wimmelnden Boden hinzuhocken, wie es die Schwarzen nicht anders wissen. Nach den gebräuchlichen Begrüßungszeremonien, die ich Ihnen nicht eigens beschreiben brauche, erkundigten wir uns nach dem Namen. Erst durch viele Fragen und mit Hilfe der Herumhockenden brachten wir heraus, wie der Bursche hieß. Er hatte den für Schwarze so kostbaren Namen Komo (Ochse). Sein Vater ist bereits tot. Seine Mutter war beim Biertrinken, einer Hauptbeschäftigung der Eingeborenen. Wir sandten sofort ein Mädchen aus, um die Mutter zu holen. Diese ist bereits eine Christin. Nach vielem Herumfragen und nichts sagendem Geschwätz kam das Gespräch auch auf unseren eigentlichen Besuchszweck und wir fragten, ob er getauft werden wolle. Der Bruder gab sich alle Mühe, ihm im denkbarst väterlichen Tone die Schönheiten eines Gotteskinds usw. klar zu machen und ihn zur Taufe zu bewegen, aber alles war umsonst. Sobald die Rede auf die Taufe kam, wandte sich der Schwerfranke von uns ab, ja wurde sogar mürrisch, so daß wir nichts machen konnten. Wir verabschiedeten uns daher unverrichteter Dinge in freundlichster Weise von ihm, um ihm zu zeigen, daß wir nur sein Bestes und sein Glück wollten. Der Mutter gaben wir noch den Auftrag, ihn etwas zu unterrichten und versprachen, wieder zu kommen. Wir stiegen aufs Pferd und heimwärts ging's. Mir war ganz eigenartig zu Mute; denn dieser Fall war der erste in meiner Missionsarbeit, daß ich unverrichteter Dinge abziehen mußte, während bisher die Leute so willig waren und sogleich mit ganzer Seele nach der Taufe verlangten. Dieser Besuch war an einem Montag.

Am Samstag der darauffolgenden Woche mußte ich wieder den gleichen Weg machen und ging deshalb erneut zu unserem Komo. In der Nähe war ein Biergelage gewesen und alle Leute, die herbeikamen, ließen deutlich erkennen, daß sie tapfer mitgezecht hatten. Die ganze Hütte füllte sich mit Leuten und wir versuchten, den Komo umzustimmen, aber alles Zureden war wieder umsonst. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst.“ Nicht unser Zureden, sondern die Gnade von oben

mußte da wirken. Komo hochte am Feuer, das immer in der Hütte brannte. In seinen Ohrläppchen hatte er je eine Spanne langes Steckchen stecken, spuckte zeitweilig ins Feuer und zeigte sich gar nicht bereit, uns anzuhören. Er gab nur die eine Antwort und beharrte darauf, sein inhliziyo (Herz, das seinen Sitz nach Auffassung der Schwarzen im Halse, Kehle hat) sagt, es wolle nicht getauft werden. Die Sache kam mir doch



Br. Abel, 30 Jahre Krankenpfleger von Mariannahill

verdächtig vor. Zusehend^s hatte er sich verschlechtert und war dem sichereren Tode nahe. Sollte er wirklich nicht aus den Klauen des bösen Feindes entrisen werden, da er doch so schön Gelegenheit hat, direkt in den Himmel zu fahren. So ließ ich ihn fragen, warum er eigentlich so hartnäckig sei. Nach langem Herumreden bekannte er, er sei in der Jugend schon in die Stadt Durban gewandert zur Arbeit und da sei er von Weißen verführt und mißbraucht worden. Diese Schuld könne ihm niemand

verzeihen, darum sei er auch der Taufe nicht würdig. Von den Weißen mißbraucht! Nun war der Komplex gelöst. Er hatte bekannt. Trotzdem wollte er von der Taufe immer noch nichts wissen, obschon wir ihn nun entsprechend aufklärten und ihm sagten, daß ja die Hauptschuld nicht auf ihm, sondern auf den Verführern liege, wie der liebe Gott jedem reumütigen Sünder gern verzeiht und ihn wieder als sein Kind aufnimmt usw. Wiederum mußten wir unverrichteter Sache abziehen.

Am darauffolgenden Montag, von der Außenstation zurückkehrend, versuchten wir mit der Gnade Gottes nochmals unser Glück. Wir bangten, ihn nicht mehr unter den Lebenden anzutreffen. Doch er lebte noch und somit war die Hoffnung seiner Rettung noch nicht verloren. Wir gingen in die Hütte und begrüßten unseren Komo freundlich, der am Feuer saß und schon sehr schwach war. Nach einigem Hin und Her kamen wir wieder auf den Zweck unseres Kommens. Und siehe da, unser Komo war ein ganz anderer. Er war nicht mehr so hart, hörte uns gerne zu und ließ sich unterrichten. Die Gnade Gottes hatte die Kruste durchbrochen. Schließlich fragte ich ihn mit milden, hoffnungsvollen Worten: „Komo, uhatanda ukubapatiswa na?“ (Komo, willst du getauft werden?) Und er antwortete mich anblickend: „Agihatanda“ (ich will). Endlich das langersehnte: „Agihatanda!“ Ganz kurz wurde er noch einmal unterrichtet und Reue und Leid mit ihm erweckt, soweit es seine Schwachheit noch erlaubte, — man muß sich da mit dem Allernotwendigsten zufrieden geben — und dann konnte alles zur hl. Taufe Notwendige hergerichtet werden.

Draußen regnete es in Strömen, finster war es in der Hütte. Einige Leute saßen herum, alles Heiden. Ich fragte nach einem Taufpaten. In der ganzen Gegend wohnt nur ein katholischer Bursche, aber niemand wußte, wo er eben war. Nun nahm ich meine Satteltasche, in der ich die ganze Sakristeieinrichtung stets bei mir trage, vom Pferde. Die zwei kleinen Stühlchen dienten mir als Tisch. Darüber breitete ich eine kleine Decke und packte alle zur Taufe notwendigen Sachen aus. Mittlerweile wurde Komo auch äußerlich auf seinen wichtigsten Augenblick vorbereitet. Seine Mutter zog ihm ein Hemd an; denn er war bisher nur mit einer schmierigen Decke umhüllt. Eine Strohmatten wurde ausgebreitet und der Glückliche darauf gesetzt. Dann kniete ich mich neben ihn und begann die Zeremonien, nachdem ich den Namen Michael ausgewählt; denn dessen Fest war beim ersten Besuch gewesen. Das Wasser der Reinigung lief nun über seine Stirne und gleich war er kein Heide mehr. — Komo war ein Michael geworden. Ich ließ ihn nun fragen, warum er sich so lange widersetzt habe. Er antwortete: „Die große Schuld mit den Weißen hatte mich ganz verstockt gemacht, nach eurem Besuch dachte ich aber über euere Worte nach und da hat mein Inhlizio zugesagt und nach der Taufe verlangt.“ Ein ganz anderer Mensch war er nun. Seinen Blicken sah man die Freude an, sein ganzer Gesichtsausdruck war jetzt ein anderer. Noch einmal besuchte ihn der Bruder und sah ihn freudestrahlend trotz seiner schweren Krankheit. Schon am anderen Tage ging er heim in die bessere Heimat. Michael wurde auf dem Gottesacker der Station beerdigt. Bei seinem Begräbnis war eine große Zahl von heidnischen Burschen und Männern. Br. Zölestin, der den Friedhof in Ordnung hält, pflanzte auf das Grab des so jung Dahingeshiedenen Blumen, wie wir es ihm noch vor seinem Tode versprochen haben. Unter der geweihten Erde schläft er jetzt ruhig dem letzten Gerichte entgegen als ein Schäflein, das noch in letzter Stunde heim gefunden.

Zeige uns dein Reich!

VII.

Die Würde und Majestät eines Herrschers strahlt auf sein ganzes Reich über und die Größe und Pracht seiner Residenz verklärt des Königs erhabene Person. Das finden wir im Christ-Königreiche tausendfach bestätigt!

Wer ist Jesus Christus? — Wichtigste aller Fragen für jeden Einzelnen wie für alle Völker und die ganze Menschheit! Von der Antwort und ihrer praktischen Anwendung auf das private und öffentliche Leben hängt das Wohl und Gedeihen der Welt ab. Wer Jesus Christus kennt, besitzt den Schlüssel zu seinem Reiche. Das Licht dieser Erkenntnis ist bereits der Anfang des ewigen Lebens!

Ein heiliger Mann, der 20 Jahre lang ohne jede irdische Speise ein ganz übernatürliches Leben führte, schaute vor 450 Jahren ein wunderbares Bild: Ein gekröntes Menschenhaupt in dreifachem Kreise. Strahlen gingen von dem Haupt nach drei Richtungen aus und eine Strahlenfülle kehrte aus dem ganzen Umfang der Kreise zum Haupte im innersten Mittelpunkt zurück.

Die Vision des seligen Nikolaus von der Flüe veranschaulicht klar: Jesus Christus ist der göttliche Mittelpunkt alles Seienden. Das Haupt der Menschheit und König des Weltalls! — Gott, Mensch und König! Das sind die drei Lichtstrahlen, die alle Kreise des Seienden durchleuchten. In diesem Lichte kehren alle vernünftigen Geschöpfe, die Menschen und Engel zu ihrem Mittelpunkt und Ausgang, Christus, zurück! — Das ist der Weg, die Wahrheit und das Leben in wunderbarer Einheit! Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, dem ewigen Vater ganz wesensgleich in der Fülle des Heiligen Geistes. Christus seit 19 Jahrhunderten wahrer Mensch; doch nicht bloß ein Mensch wie wir, sondern der Mensch nach ewigem Ideal und als solcher das Haupt der ganzen Menschheit von Adam bis zum Jüngstgeborenen am Zeitende! Christus ist überdies der König der Gesamtschöpfung. Also nicht bloß ein König von Gottes Gnaden wie menschliche Könige, sondern der geborene, natürliche, vollberechtigte, absolute Herrscher und Eigentümer von allem was lebt und existiert!

Würden die Menschen diese Tatsache klar erfassen, festhalten und darnach handeln, so wären fast alle Fragen gelöst, die meisten Übel beseitigt und auf der ganzen Welt die schönste Ordnung hergestellt. —

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

Ein kleines Passionspiel in Mariannhill: Was wir in Deutschland dieses Jahr durch das berühmte Oberammergauer Passionspiel im großen erleben, vollzog sich unlängst in Südafrika, und zwar in Mariannhill, im kleinen. Der uns schon bekannte, eifrige und gottbegeisterte Missionsarzt Dr. R. J. McMurtric führte mit den Mitgliedern der „Mariannhiller Vereinigung für Gregorianischen Kirchengesang“ in der Aula des Lehrerseminars ein kleines Passionspiel auf. Das Spiel, in der Hauptsache für die Eingeborenen gegeben, wurde in der Zulusprache vorgeführt. Die Spieler, kleinere Knaben aus den Schulen und größere Studenten des Lehrerseminars, hatten sich ganz in ihre Rolle hineingelebt und gaben sowohl bei den Dialogen, als auch bei den Gesängen ihr Bestes. Die Aufführung war sehr gut besucht. Auch Se. Erzelenz, der hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer RMM, war erschienen. — Zwei Tage später wurde dasselbe Spiel unter Leitung von Dr. McMurtrie vom „Gregorianischen St. Theresia-Kirchenchor“ in Mayville bei Durban aufgeführt. Bei dieser Aufführung wurde aber der Text in der englischen Sprache wiedergegeben, weil die katholische Gemeinde in Mayville in der Mehrzahl aus Mischlingen besteht, die alle englisch sprechen.

Mariannhill verhilft den Eingeborenen zu Eigenheimen: Die Eingeborenen Südafrikas kommen in immer größere Notlage, weil ihnen ihrer Zahl nach viel zu wenig Grund und Boden zum Bebauen und Bewirtschaften zur Verfügung steht. Das meiste und beste Land ist in den Händen der eingewanderten weißen Farmer. Da in den letzten Jahren Tausende und aber Tausende von Eingeborenen nicht mehr genügend Land zum Bebauen besaßen, um ihr Leben fristen zu können, zogen sie in die Städte. Sie wollten es dort besser haben und menschenwürdiger leben, aber in diesen schlechten Zeiten müssen die meisten in den Städten noch mehr hungern, ja viele verelenden und verkommen dort vollständig. — Die Mariannhiller Mission war schon von ihren Ursprüngen an bestrebt, recht viele Eingeborene unter den günstigsten Bedingungen auf den Missionsfarmen als Pächter anzusiedeln und sie so von der Notwendigkeit in die Städte zu ziehen gänzlich zu entbinden und zu befreien. Um nun die Eingeborenen noch bodenständiger zu machen und ihnen eine sichere und feste Heimat und eigene Scholle zu geben, erwirkten die zuständigen Stellen in Mariannhill von der Regierung der südafrikanischen Union die Erlaubnis, an die Eingeborenen kleine Parzellen Landes verkaufen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde gegeben. Deshalb wird jetzt an 3 verschiedenen Stellen, teils in Natal, teils in der Kapkolonie Land ausgemessen und parzellenweise zu billigen Preisen an die Eingeborenen verkauft. — Auch die „Union der afrikanischen Katholiken“ (CAU.) ist in dieser Richtung eifrig tätig, betreibt also „Katholische Aktion“ in einer sicher erfolgreichen Weise. Hoffentlich findet das Beispiel Mariannhills bei den vielen Farmern in Südafrika Nachahmung. Den eingewanderten Europäern steht ja soviel Land zur Verfügung, daß sie es unmöglich rationell

bewirtschaften und wirklich ausnützen und auswerten können. Würde das Vorgehen Mariannhill allgemein Nachahmung finden, hätte die Regierung wohl bald nicht mehr so viele Sorgen wegen der Unmenge verelendeter und verarmter Eingeborenen in den „Slums“ der Städte.

P. Bernard Huß RMM. einflußreichster Mitberater in den Schicksalsfragen Südafrikas: Im März dieses Jahres brachte der Mariannhiller Rundfunk die Nachricht, daß P. Bernard Huß von einer Regierungskommission für Eingeborenen-Angelegenheiten nach Pretoria gerufen und zu einer Beratung zugezogen wurde. Dazu ist zu ergänzen, daß der erfahrenste Eingeborenen-Kenner und erfolgreichste Arbeiter auf sozialem Gebiete auch fast immer zu den sogenannten



Eingeb. kath. Frauenverein von Mariannhill

„Joint Councils“ (Gemeinschaftsberatungen von Weißen und Schwarzen) und den „Round Table Conferences“ (Tafelrunden für Europäer und Eingeborene) eingeladen wird. Diese Konferenzen und Beratungen finden von Zeit zu Zeit in fast allen Städten Südafrikas statt. Oft nehmen auch Regierungsvertreter und Parlamentsmitglieder an den Sitzungen teil. Durch diese Zusammenkünfte der besten Vertreter der beiden Rassen soll vor allem das gegenseitige Verständnis immer mehr gefördert, Mißverständnisse und Vorurteile beseitigt und Mittel und Wege gesucht werden, das Zusammenleben im Lande für alle erträglicher und angenehmer zu gestalten. Soweit die Meldungen bei mir vorliegen, nahm P. Bernard Huß, der soziale Volksmissionar, zuletzt an einem Joint Council teil, das in Potchefstroom in Transvaal abgehalten wurde. —

Auch von hohen kirchlichen Kreisen wird P. Bernard immer wieder als Berater zu wichtigen Angelegenheiten und Entscheidungen beigezogen. Kürzlich wurde er vom deutschen Missionsbischof Mehning zu einem Besuch nach Kimberley eingeladen, um ihm mündlich seine

Erfahrungen in Bezug auf die Einrichtung und Eröffnung einer Landwirtschaftsschule mitzuteilen und einen genauen Stundenplan dazu aufzustellen. Die Mariannhiller Mission hat bekanntlich schon vor einigen Jahren bei der Missionsstation Reichenau eine Landwirtschaftsschule eröffnet.

Die Lage der Eingeborenen in den Städten: Aus einem englischen Bericht, den der oben erwähnte P. Bernard Huß mir zuschickte, entnehme ich folgende Einzelheiten über die Lage der Eingeborenen Südafrikas in den Städten. Lange Jahre waren die Lebensbedingungen und die Lage der Eingeborenen in den Städten in nur zu vielen Fällen mehr als menschenunwürdig, ja geradezu beklagenswert und erschütternd. Im Jahre 1923 kam das sogenannte „Stadtbezirk-Gesetz“ (Urban Areas Act) heraus. Seit dieser Zeit verbesserte sich die Lage der Eingeborenen in ihren besonderen Vierteln in den Städten wohl etwas, ist aber dennoch noch weit entfernt, ideal genannt zu werden. Die Stadt East London, die nächste große Stadt außerhalb der Präfektur Umtata soll uns als Beispiel dienen: Die Bevölkerung dieser Stadt setzt sich zusammen aus 20 600 Europäern und 20 600 Eingeborenen. Die Europäer bewohnen 1860 acres des Stadtbezirkes, die Eingeborenen sind auf eine Fläche von 401 acres angesiedelt. Der Wert der Wohnhäuser der Europäer beträgt 5 684 000 Pfund Sterling, der der Bantu-Hütten 81 000 Pfund Sterling. Die Geburtenziffer für Europäer ist 22, für Eingeborene 32. Die Sterbeziffer für Europäer ist 7, für Eingeborene 29. Die Kindersterblichkeit der Europäer beziffert sich bei 1000 Geburten auf 35, bei den Eingeborenen auf 414.

Je 66 Eingeborene müssen eine Bedürfnisanstalt benutzen, je 120 Personen einen Waschraum und je 150 Personen ein Brausebad.

Für 15 Meilen von Straßen brennen im Eingeborenen-Viertel nur 17 Straßen-Lampen.

60% der Kinder gehen in die Schule. Die anderen sind zu arm, um in die Schule gehen zu können, oder müssen für Europäer arbeiten.

Nicht weniger als 44 Sekten suchen unter den 20 600 Eingeborenen Anhänger zu gewinnen.

Das lichtvollste und beste Plätzchen im ganzen Eingeborenen-Viertel ist die katholische Mission mit einer schönen Kirche und gut eingerichteter Schule. Der ständig dort residierende kathol. Priester und Dominikanerinnen, worunter auch mehrere deutsche Schwestern sind, tun ihr Bestes für die armen Eingeborenen. Die Mission ist noch sehr jung, hat aber die besten Aussichten.

Nicht als Millionäre, sondern als Missionare werden die Jünger von ihrem göttlichen Meister hinausgesandt bis zu den äußersten Grenzen der Erde. Sie sollen herrschen im Reiche der Seelen. Wenn auch die Welt die Krone verachtet, die sie tragen, weil sie gar zu oft an die Dornenkrone Jesu erinnert, so ist es doch eine Königskrone, deren segnende Strahlen das Angeischt der Seele erneuern.

J. Weiler.

Zahlenbild des Apostol. Vikariates Mariannahill

Vom 1. Juli 1932 bis 30. Juni 1933.

Das Vikariat hat eine Größe von annähernd 33 000 Quadratkilometern. Es ist also so groß wie Württemberg und Baden zusammengenommen. Politisch umfaßt es einen Teil der Provinz Natal und der Kapkolonie, die beide zur südafrikanischen Union gehören. Es weist eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 811 000 Seelen auf. Davon sind rund 420 000 Heiden, 300 000 der verschiedensten protestantischen Denominationen, 69 000 Katholiken, 10 000 Buddhisten und Brahmanen und 6000 Mohammedaner.

Apostolischer Vikar ist E. Erzellenz Bischof Adalbero Fleischer R.M.M., Mariannahill, Südafrika.

Kath. Schulen:		Missionsärzte	3
Volksschulen	155	Krankenpflegerinnen, eingeb.	5
Knaben	3574	2 Kindergärten für Weiße mit 25 Kindern	
Mädchen	6144		
Mittelschulen	14	Werkstätten:	
Knaben	184	Werkstätten für versch. Handw.	20
Mädchen	306	Druckereien	2
Höhere Schulen	2	Beschäftigte	20
Knaben	26		
Mädchen	28	Missionen usw.:	
Handwerkerschulen	7	Abgehaltene Missionen	20
Knaben	46	Predigten für die Gläubigen ca.	3400
Mädchen	33	Predigten für die Heiden ca.	2048
Katechetenschulen	1	Befehrungen Irrgläubiger	686
Schüler	6		
Lehrerseminarien	1	Saufen:	
Knaben	77	Erwachsene in Todesgefahr	537
Mädchen	75	Erwachsene außer Todesgefahr	1697
Landwirtschaftliche Schulen	1	Kinder in Todesgefahr	899
Knaben	18	Kinder außer Todesgefahr von Christen	2841
Regional-Priesterseminar für Ap. Deleg. Südafrika. Alumnen im Großen und Kleinen Seminar	29	Kinder außer Todesgefahr von Heiden	473
		Firmungen	2184
		Katechumenen	3961
Lehrpersonal:		Audere hl. Sakramente:	
Katechisten, männlich	77	Oster- und Andachtsbeichten ca.	297000
Katechisten, weiblich	39	Oster- und Andachtskomm. ca.	777500
Europ. Schwestern	66	Letzte Dlungen	906
Eingeb. männl. Lehrkräfte	70	Heiraten	
Eingeb. weibl. Lehrkräfte	142	unter Katholiken	477
		gemischte Ehen	29
Kultstätten:		zusammen	506
Kirchen	40	Katholiken:	
Kapellen	150	Eingeborene, Schwarze	66500
Friedhöfe	44	Eingeborene, Mischlinge	2130
Karitative Anstalten und Personen:		Weißer	846
Hospitäler	3	Todesfälle	1565
Betten ca.	140	Letzte Nummer d. Taufregisters	108314
Apotheken	20	Letzte Nummer des Totenregisters	34751
Patienten ca.	21000	Letzte Nummer des Heiratsregisters	6335
Waisenhäuser	1		
Knaben	28		
Mädchen	9		
Witwen- und Mädchenheime	30		
Inassen ca.	250		

Letzte Nummer des Firmungsregi-
sters 31725

Kirchl. Bruderschaften usw.:

Rosenkranz-Bruderschaft
Skapulier-Bruderschaft
Herz Jesu-Bruderschaft
Bruderschaft vom kostbaren Blut
Ehrenwache und Gebetsapostolat
Marianische Kongregation
Das päpstl. Werk zur Verbreitung
d. Glaubens (Franz Xaverius-Ver.)
Das päpstl. Werk d. hl. Kindheit
Christl. Mütterverein
Der Dritte Orden v. hl. Franzis-
kus

Kath. Aktion:

Der Kath. Afrika-Verein (Zur För-
derung der wahren Wohlfahrt
der afrikan. Rasse)
Der Kath. Lehrer-Verein
Der Kath. Bauern-Verein
Der Abstinenten-Bund
Zulu-Zeitung: „Am Afrika“, Auf-
lage 2000
Laien-Apostel (Europ. Helfer in
Landwirtschaft)

Priester:

Mariannhiller Patres 56

Franziskaner Patres (Münch.) 4
Weltpriester 5
Eingeborene Priester 1
Eingeborene Kleriker-Novizen der
„Franziskaner Familiaren vom
hl. Josef“ 3

Brüder:

Mariannhiller Brüder 138
Franziskaner (München) 2
Franziskaner v. Waldbreitbach 18
Eingeb. „Franz. Familiaren vom
hl. Josef“ 4
Professen 6
Novizen 6

Schwestern:

Schwestern v. kostb. Blut 272
Kreuzschwestern v. Menzingen-Alt-
ötting 34
Franz. Mission. Mariens 15
Dominikanerinnen von Newcastle,
Natal 50
Kapuzinerinnen von der ewigen An-
betung, Pfaffendorf, Rhld. 6
Solanus-Schwestern von Lands-
hut 9
Eingeb. „Töchter d. hl. Franz von
Assisi“ 49
Professen 29
Novizen 29

Zahlenbild der Apostol. Präfektur Bulawayo

Vom 1. Juli 1932 bis 30. Juni 1933.

Das Missionsgebiet wurde als selbständige Mission errichtet am 4. Ja-
nuar 1931. Die Erhebung zur Apostolischen Präfektur erfolgte am 18. Juli
1932. Als erster Apostolischer Präfekt wurde am 11. November 1932 der
bisherige Obere der Mission P. Dr. Ignatius Arnaz ernannt. Die Präfektur
hat eine Größe von ungefähr 366 000 Quadratkilometer, d. h. es ist so
groß wie Preußen und Bayern zusammen. Ein großer Teil des Missions-
landes bildet die Kalahari-Sandsteppe, die nur sehr spärlich bewohnt ist.
Die Bevölkerung des Missionsgebietes: Betschuanen, Buschmänner und
Hottentotten zählt ungefähr 350 000 Seelen.

Politisch gehört der größte Teil desselben, nämlich die Kalahari-Wüste
zum englischen Betschuanaland-Protectorat. Der kleinere Teil der Mission,
der auch die meiste Bevölkerung aufweist und wo vor allem die Missionare
tätig sind, gehört zu der britischen Kronkolonie Süd-Rhodesia. Es ist ein
Landstreifen zu beiden Seiten der Bahn von West-Nicholson bis Viktoria-
Fälle.

1. Personen:

Katholiken:			
Schwarze	3158	Mischlinge und Indier	350
		Weiße	1100
		Missionare	12

Missionsbrüder	8
Schwestern:	
Notre Dame Schwestern	5
Missionsschwwestern vom kostbaren Blut	9
Dominikanerinnen	47

Lehrpersonen:	
Schwestern	30
Brüder	1
Katechisten	4
Lehrer	10
Lehrer und zugl. Katecheten	16
Lehrerinnen und zugleich Katechetinnen	4

2. Schulen:

a) Schulen für Schwarze:	
4 Betschulen mit 49 Knaben, 51 Mädchen; zusf.	100
24 Elementar-, Mittel- und höhere Schulen	
Knaben	954
Mädchen	911
1 Abendsschule:	
Schüler	37
zusammen	2002
Davon katholische Schüler	1237

b) Schulen für Mischlinge:	
Eine mit Knaben	24
und Mädchen	28
zusammen	52
1 Schule für Europäer	
Knaben	84
Mädchen	278
zusammen	362
Davon katholische Schüler	128
Gesamtzahl	2416
Davon Knaben	1129
Davon Mädchen	1287
Davon Katholiken	1400
Davon Nichtkatholiken	1016

3. Karitative Anstalten:

Waisenhaus mit 10 Knaben und 14 Mädchen	24
Kindergarten mit 15 weißen Kindern; zusf.	15
Apotheken	4
Patienten	3000
Verabreichte Medizinen	2000
Krankenbesuche	200

4. Kirchen und Kapellen:

Kirchen und Kapellen mit Priestern (Missionsstationen)	5
Kapellen ohne Priester	29
Friedhöfe	5

5. Religiöses Leben

Predigten ca.	624
Bekehrungen von Irrgläubigen	21
Katechumenen	400

Taufen:

Erwachsene in Todesgefahr	39
Erwachsene außer Todesgefahr	62
Heidenkinder in Todesgefahr	19
Christenkinder in Todesgefahr	15
Christenkinder außer Todesgef.	180
zusammen	315
Firmlinge	188

Beichten:

Osterbeichten	1839
Andachtsbeichten	23638

Kommunionen:

Osterkommunionen	1700
Devotionskommunionen	63535

Letzte Szung

.	42
-----------	----

Heiraten:

unter Katholiken	36
gemischte Ehen	31

Verstorbene:

Erwachsene	61
Kinder	17

Vereine und Bruderschaften:

a) für Weiße:	
Kath. Männer-Verein: Mitglieder	81
Kath. Frauen-Verein: Mitglieder	42
Marian. Jungf. Kongr.: Mitglieder	21
„Ritter vom hl. Sakrament“ für Knaben	
„Schutzengel-Bruderschaft“ für Mädchen	
Bruderschaft vom hl. Sakrament: Mitglieder	166
b) für Schwarze:	
„Gilde v. hl. Sakrament“: Mitglieder	46

Ich und du und so viele andere, wir werden eine große Arbeit zu vollbringen haben. Denn die Getauften nehmen teil an dem heiligen Amt, daß der Erlöser vor seiner Heimkehr zum Vater den Aposteln übertrug, nämlich hinzugehen in alle Welt, um die Völker zu lehren.

Heinrich Mohr.

Erlebnisse im Missionslande

Nach vierjähriger Schulung im Ordens- und Missionsberufe innerhalb der Mariannahiller Klostermauern ging es hinaus in die Weite der südafrikanischen Union. Damals waren ihre heutigen vier Hauptprovinzen: Kapkolonie, Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal noch getrennt. Mariannahill hatte erst ein Jahrzehnt seines Bestandes hinter sich. Die vom sel. Gründer, Abt Franz geschaffenen Vorposten der Mission waren im Anfangsstadium ihrer Entwicklung. Von Eisenbahnen bestand fast nur die Haupt-Linie von Durban nach Transvaal.



Kinder begrüßen den Neupriester: S. P. Loggen, RMM.

Die Verkehrswege waren in recht primitivem Zustand. Nur einige Hauptstraßen spannten bereits Brücken über die größeren Flüsse. Autos waren noch vollständig unbekannt. Das Ochsenfuhrwerk nach altbewährtem Burenmuster besorgte beinahe allen Inlandstransport. Farmer und sonstige Reisende bedienten sich meistens der — „Spinne“ auf ihren großen oder kleinen Touren durch das Land. Diese Spider sind sehr breitspurige, widerstandsfähige Kutschen mit schmalen Oberbau aus zähem Holz aber möglichst leicht. Das spinnenartige Gefährt konnte darum in weglosen Gegenden gefährliche Schiefenebenen passieren. Auf einer solchen Spinne machte Abt Franz mit seinem Landkundschafter und Baumeister Bruder Nivard wochenlange Touren nach allen Richtungen der Windrose. Ihren Spuren folgt unsere Erzählung von Posten zu Posten bis an die 10 000 Fuß hohen Grenzmauern des Missionslandes: Die Drakensbergkette im Norden und Westen und bis Port Shepstone an der See im Süden.

Die Reise geht von der Mariannahiller Heimat am Umhlatuzanflusse durch das einstige Natal und heutige Mariannahiller Vikariat auf Apostelwegen vielfach zu Fuß. Sehr lange Strecken zu Pferd, Spider

und Bahn. Den Flug in der Luft und den Kraftwagen, wie gesagt, kannte damals noch kein Mensch in Südafrika. Diesmal wollen wir nur die Reiselinie andeuten und welche Erlebnisse von den etwa 70 Plätzen zu berichten sind. Rechts und links vom Wege ist manches zu sehen und zu erinnern aus alter und neuer Zeit zwischen 1894 und 1934

Ein Vorfrühlingsmorgen Ende August 1893 ist Ausgangsdatum. Am frühesten Morgen nach Trappistenart ging es bei Sternenlicht hinaus auf den ersten 40 Meilen langen Reifeweg. Vorbei an dem Feigenbaume, der schon damals seine Riesenäste über etwa 30 Grabeshügel unserer ältesten Missionspioniere streckte. Vorbei am dunkelverschleierten Schwesternkonvent zur Rechten der „Mühlstraße“. Links taucht aus dem Morgennebel der historische Maria-Anna-Hügel. Damals noch wenig kultiviert. Heute trägt er die erinnerungsreiche Botivkapelle des göttlichen Herzens, das in der Weltkriegszeit dem gefährdeten Mariannahill ein wunderbarer Schutz und Schirm gewesen! Von dieser weihvollen Stätte ist später ein besonderes Erlebnis zu erzählen. Ebenso von einer Stelle der Mariannahillstraße nach Pinetown, eine halbe Stunde von hier.

Es geht weiter nach der „Mühle“ und der vom Umhlatuzan getriebenen Missionsdruckerei, wo die ersten Jahrgänge unseres Mariannahillkalenders und das Vergißmeinnicht gedruckt wurden. Der erste Morgenstrahl zeigt uns auf dem Berge gegen das Meer zu die St. Wendelinskappelle, vom Gründer, Abt Franz, nach seinem Taufpatron benannt. Heute ist St. Wendel eine bedeutende Schule und Anstalt für eingeborene Schwestern. Wir passieren die leere Stelle, wo heute der stattliche Bahnhof Mariannahill steht und verlassen die Klosterfarm in der Richtung zum nächsten Fluß, Umlaazi, damals in barer Wildnis liegend. Seit einigen Jahren speist der Fluß eine gewaltige Wasserleitung der Stadt Durban in weiter Ferne. Hierzu lieferte die deutsche Firma Mannesmann die soliden Stahl-Wasserleitungsrohre. Wir durchqueren den im Winter unbedeutenden Fluß und sind auf der Sandstraße nach Einsiedeln. Eine lange, beschwerliche Tour bis nach Sonnenuntergang! Kurz vor Einsiedeln ist der schmale aber schlammige Mlovu zu passieren. Hier ein anderes Ereignis an den Anfangsjahren, wo einer unserer Missionsbrüder in heroischer Pflichterfüllung in diesem Flußschlamm stecken blieb und erkrank. Das kleine Einsiedeln bleibt ebenfalls erinnerungsreich. Aber wir sind immer noch am Beginne der Rundreise und wollen kurz die Hauptplätze vorausschauend berühren.

Am zweiten Reisetag gelangten wir nach dem historischen Städtchen Richmond, passieren auf damals neugezimmerten Holzbrücke den Umkomazi, im Sommer der wasserreichste Fluß Südnatal. In endlos langen Kurven führt die ziemlich gute Straße bis auf die Höhen des Blitzberges und der Station Mariatal. Hier bleibt aus den 40 Jahren der Entwicklung manches zu erzählen übrig. Vom hiesigen Knotenpunkt gehen Zweige der Mission nach Westen bis Mariazell. Nach Norden bis Loteni und Undine. Südlich bis Umzinto und zum Meere. Die 40 Hauptmissionsstationen samt rund 300 Außenplätzen bilden heute ein weitgespanntes Netz der katholischen Aktion. Je mehr die 6 Millionen Heiden und Protestanten von der „westlichen Zivilisation“ ergriffen werden, desto dringender bedürfen sie der einheitlichen Leitung der wahren Kirche Gottes. Schon zersplitterten die eingeborenen

Nichtkatholiken in mehr als 300 „selbständige“ Sekten, wie das Ver-
gismeinicht unlängst berichtete. Fast jeder schwarze „Minister“ stiftet
eine neue „Kirche“. Möge der unvermeidliche Zerfall alle zum Einen
Hirten führen.

In der Ackerbauschule der Eingeborenen

Im vorhergehenden Abschnitte wurde über Witterungsverhältnisse in
Südafrika und hiesiger Gegend berichtet. Die dort geschilderte außerordent-
liche Trockenheit dauerte bis Ende Oktober 1933. Der heutige Bericht
datiert vom Januar 1934. Weiteres wird in jeder Nummer dieses Jahr-
ganges folgen.

Inzwischen haben sich die „Gegensätze stark berührt“: aus dem trok-
kenen Süden ist ein — nasser geworden! Ein plötzlicher und seltener
Wechsel, wenigstens für einige Zeit! November und Dezember brachte aus-
nahmsweise allzu großen Überfluß aus den Schleusen des Himmels. Die
vor kurzem leeren Flüsse traten über die Ufer. Auch der Poela im Bereiche
unserer Ackerbauschule mit seinen verschlungenen Kurven und seichten Betten,
streckenweise fast ohne Gefäll. Das Flützchen war nach drei Tagen Regen-
wetter zum Strom geworden und überschwemmte alle tiefer liegenden
Felder, beträchtlichen Schaden anrichtend.

Damit sind nun zwei Hauptfeinde des hiesigen Ackerbaues genannt: Die
oft wiederkehrende anhaltende — in Südafrika typische — Trockenheit und
ihr seltener Gegenteil! Die Extreme dürften so schroff kaum irgendsonstwo
konstatierbar sein. Gegenwärtig haben wir fast täglich Gewitter, öfters Land-
regen und wenig Sonne. Der häufige und plötzliche Wechsel von Hitze und
Kälte kann in unserer Gegend als dritter Feind bezeichnet werden. Er
hindert sehr die Stetigkeit des Pflanzenwuchses, unterbricht zu oft und jäh
die Entwicklung zarterer Gewächse. Doch läßt das andererseits schädliche
Insekten und Gewürm weniger aufkommen. Von letzteren gibt es Legio-
nen in Südafrika — und dieser Feind bringt in manchen Gegenden die
Farmer fast zur Verzweiflung. Jede Pflanzenart wird von mehreren
Vertilgern bedroht. Am meisten leiden darunter alle Arten Hülsenfrüchte,
Bohnen und Mais. Ein Duzend Sorten Würmer, Raupen und Käfer
sind offen und versteckt an der Zerstörungssarbeit, je nachdem zu viel oder
zu wenig Sonne herrscht. Vom Tage der Aussaat bis zur Ernte wechseln der
Reihe nach die feindlichen Heere. Auch nach der Ernte überfallen sie min-
der gut bewahrte Früchte bis jedes Körnchen angefressen und wertlos ist.

Schreiber sah einst ein herrlich blühendes Erbsenfeld, das hundert Sack
beste Erbsen liefern konnte. Doch ein Schwarm von Kohlweizlingen über-
fiel das Feld wie Schneeflocken. Zur Erntezeit hing fast an jeder Schote
eine Raupe, die Erbsen waren ausgehöhlt und der Rest konnte wegen
der wimmelnden Raupen kaum gedroschen werden. — Das Getreide ge-
langt hier selten zur Vollreife. Wenn der Weizen im besten Saft steht,
stürzen sich Wolken von winzigen Dreschern und Fressern über ihn her. Diese
Pflanzenraubvögel tragen sich pikfein in schillerndem Rot, Gelb, Blau und
und Grün von den Krallen bis zum Schnabel. An jeder Ahre hängt ein
Räuber. Zwei Körnchen frißt er und alle übrigen verstreut er rücksichtslos
auf den Boden. Dem Farmer bleibt das leere Stroh. —

Die Obst- und Fruchtbäume aller Art leiden oft an der Blutlaus oder Wurzelfäule. Jede Sorte hat mindestens einen speziellen Feind. Die Waldpflanzungen, namentlich die meistverbreitete Wattle, werden in manchen



Zwei Brüder Mariannhiller Missionspriester mit ihrer Mutter:
S. P. Gotthard und S. P. Franz Wojaczek aus Neustadt O/E.

Gegenden und Zeiten durch massenhafte Wurmgespinnste zerstört. Im Winter richtet der Schneefall zuweilen riesigen Schaden an, da die Wattle ihr Blattwerk behält und dann unter der Schneelast zusammenbricht. —

Der Weinbau ist mehreren Arten der Reblaus ausgesetzt. Wegen zu rauhen Klimas ist in hiesiger Schule damit wenig zu hoffen.

Verschiedenes Ungeziefer wie z. B. der Maikäfer war ehemals in Südafrika kaum bekannt. Seit zwei Jahrzehnten aber eingeschleppt, frisst er in manchen Sommern die Gartenanlagen, Weinlauben, Eichen und andere Bäume kahl. Dieser neuere Feind steht an Größe dem europäischen nach, gilt aber auch den afrikanischen Hühnern als gesuchter Leckerbissen. — Der größte „Schrecken des Heues“ ließ Natal die jüngste Jahrzehnte hindurch ziemlich verschont. Die Regierung hat nicht ohne Erfolg umfassenden „Locusts-war“ (Heuschreckenkrieg) erklärt und alle Mittel mobilisiert. Die lange Trockenheit züchtete indessen diesen Erzfeind, der neulich auch wieder Natal in gewaltigen Eilmärschen heimsuchte. Zululand, die Gegend von Durban und Mariannhill waren ernstlich bedroht und litten auch manchen Schaden. Ein endloser Heuschreckenzug wurde einmal zum Glück vom Sturm erfasst und ins Meer geworfen. Die augenblickliche nasse Periode mag weitere Besuche und Gefahren von dieser Seite verhindern. Leider bleibt der immer noch allenthalben in Südafrika gefürchtete Zerstörer der blühenden Flur: der Hagel! Bis zu ein viertel Kilo Schwere bombardiert er zuweilen das Land, zerschmettert alle Gewächse, schlägt Blechdächer durch und tötete kürzlich in Transvaal sogar Zugochsen! Unsere Gegend blieb seit einigen Jahren von dieser schrecklichen Plage ziemlich verschont, Gott sei Dank! Aus früheren Zeiten aber könnte der Schreiber oft wiederholte Zerstörungsszenen schildern. Dagegen tritt im hiesigen Umkreis neuerdings der Frostschaden häufiger auf. Der Frühfrost im April oder gar März vernichtet z. B. Kürbisse, Bohnen und den noch unreifen Mais. Der Spätfrost kommt hier auch noch Ende Oktober. Ein hoffnungsvolles Frühkartoffelfeld, Bohnen und Gartengewächse unserer Ackerbauschule fielen ihm kürzlich zum Opfer.

Ein Südafrikaner.

Einführung einer Zauberin in ihr Amt

Von P. Bernard Huß, RMM.

Der Photograph von Mariannhill, ein Missionsbruder, beobachtete neulich die folgenden festlichen Gebräuche bei der Einführung eines Eingeborenen-Mädchens als Zauberin. Der Vater und die Mutter des Mädchens Nika waren alte Zauberer und so mußte auch die Tochter das Gleiche werden. Diese hatte auch schon den Wunsch geäußert, eine Zauberin zu werden, war aber noch als zu jung befunden worden. Da starb die Mutter und die Stimme des Geistes der Verstorbenen sagte dem Mädchen, daß es nun Zeit sei, eine Zauberin zu werden und trug ihr auf, zu diesem Zwecke zum Oberzauberer zu gehen, um sich darum zu bewerben. Nika gehorchte der Stimme und ging sogleich zum Oberzauberer Zwenduku, dessen Kraal sie in vier Stunden erreichte. Dieser ging mit dem Mädchen an den Fluß, wusch sie und schmierte sie mit roter Lehmerde an. Diesen Anstrich mußte das Mädchen tragen bis zum Tage ihrer Einführung als Zauberin.

Das Fest fand drei Wochen später statt. Alle Zauberer der Umgebung waren dazu eingeladen. Ein Ochse und vier Ziegen wurden am Tage zuvor geschlachtet. In langen Reihen gingen Mädchen zum Flusse, um das zum

Brauen des Bieres nötige Wasser zu schöpfen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Gallenblase von einer der geschlachteten Ziegen. Diese wurde gereinigt, getrocknet und aufgeblasen.



Zauberin mit ihrer jungen Schülerin

Eine Woche vor dem Fest mußte das Mädchen krank werden, schwere Leiden waren ihr auferlegt von den Geistern ihrer Vorfahren. Am Fest-

tag herrschte große Aufregung in Bidis Kraal. Von allen Richtungen kamen Zauberer und Heiden herbei, bedeckt mit ihren schönsten Schmuckstücken. Die Hütte, in der das kranke Mädchen sich befand war bestimmt für die Zauberer. Zuerst begannen sie zu singen, dann fing einer nach dem andern zu tanzen an. Der Lärm wurde immer lauter. Auch Nika erhob sich und schrie wie von Dämonen besessen. Dann verließ sie mit dem Oberzauberer die Hütte, um die rote Lehmfarbe abzuwaschen, während die anderen fortfuhren zu singen und zu tanzen. Nach einiger Zeit kamen beide zur Hütte zurück und setzten sich in der Mitte derselben nieder.

Nun brachte die Frau in einer Schüssel die Eingeweide jener Ziege, von der auch die Gallenblase genommen war. Der Oberzauberer teilte die Eingeweide in so viele Teile als Leute in der Hütte anwesend waren, so daß jeder seinen Teil bekam. Dann setzte der Oberzauberer die auf- aufgeblasene Gallenblase in das Haar des Mädchens als erstes Zeichen ihres neuen Amtes als Zauberin. Ebenso legte er eine Schnur von Perlen und Schlangenbeinchen um ihren Nacken. Die alten Frauen trugen Streifen aus Haut gekreuzt über der Brust. Von ihrem Vater bekam Nika eine kleine Matte, die eine Frau anfertigte. Nun hing der Oberzauberer dem Mädchen noch eine andere Schnur um den Hals, an der kleine Fläschchen und Hörnlein hingen. Diese waren gefüllt mit Medizin, Pulver, Kräuter und Pillen.

Der neuen Zauberin wurde dann ein kleiner Stab überreicht. Jetzt war sie berechtigt, ihr neues Amt auszuüben. Das Fest dauerte noch bis spät am anderen Morgen. Da lagen sie dann alle betrunken herum.

Um bald einen Ruhm als Zauberin zu erwerben, mußte Nika ihren ersten Patienten kostenlos behandeln. Die Freude, kostenlos behandelt zu werden, machte den Kranken auch sofort gesund.

Kurzer Überblick über die Geschichte Süd-Afrikas, insbesondere von Natal

Von P. Edmund Franke RMM., Maris-Stella (Natal)

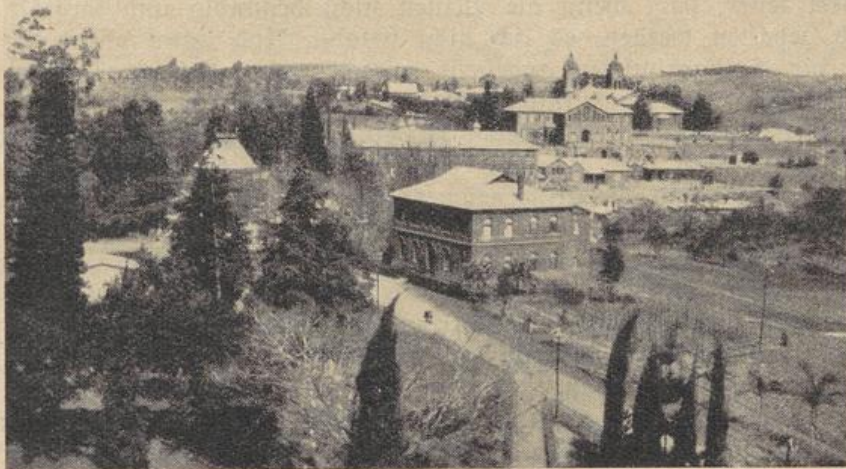
(Schluß)

Nachdem Mafeking wieder befreit war, überschritt man den Vaal-Fluß, drang ins Feindesland ein, eroberte Johannesburg und Pretoria und so war Natal wieder vom Feinde gesäubert. Ein Jahr später wagte General Botha nochmals einen kühnen Versuch in Natal einzufallen, jedoch mißlang er. Nicht lange darauf mußten sich 4000 Buren unter General Prinsloo und dem General Hunter ergeben. Mr. Kruger floh nach Europa, nachdem schon lange zuvor auch der Präsident des Oranje-Freistaates geflüchtet war. Der Krieg schien vorbei zu sein; denn mehr als 30 000 Buren waren Gefangene und fast das ganze Land war in den Händen der Engländer. Die zähen Buren wollten aber immer noch nicht nachgeben und fochten hier und da noch zwei Jahre lang. Lord Ritchener hatte keine leichte Aufgabe im Bezwingen der schnell sich bewegenden Truppen des Generals Botha, De Wet und De la Rey, die sogar noch manche Erfolge erzielten, wie z. B. die Niederlage und Gefangennahme des Lord Methuen. Es war aber ein nutzloses Bekämpfen und die Frauen und Kinder der Buren,

deren Pflege und Sorge die Engländer übernommen, litten schwer darunter.

Endlich im Mai 1902 wurde Friede geschlossen in der Stadt Vereeniging. Die Engländer erhielten die zwei Burenkolonien Transvaal und Oranje-Freistaat. Persönliches wollte man den Buren nichts nehmen, wenn sie versprachen, loyale Untertanen des Königs zu sein. Auch gab man ihnen noch eine Summe Geldes, um imstande zu sein, die Schäden des Krieges zu heilen, die Farmen gut zu bewirtschaften und die zerstörten Ortschaften wieder aufzubauen.

Natal hatte sein Bestes getan, England im Kriege zu unterstützen. 2500 ihrer eigenen Söhne fochten für Englands Krone und viele derselben waren auf dem Felde der Ehre gefallen. Zum Dank für diese Hilfe fiel der Utrecht-



Ein Teil der Anlage von Mariannhill

und Vryheid-Distrikt — zwischen dem Buffalofluß und dem Zululand — Natal zu, sodaß es nunmehr eine größere Kolonie darstellte.

26. Südafrika erntet, was es gesät

Nach Beendigung des Burenkrieges war man allgemein der Meinung, daß Südafrika nun einen großen Aufschwung nehmen und das reichste Land der Welt werden würde, daß seine kostbaren Mineralien viele Leute vom Auslande anlocken würde, die sich da ein schönes Stück Geld verdienen könnten, daß überall Reichtum und Wohlstand überhand nähme. Wie erwartet, kamen auch bald viele Tausende von neuen Einwanderern nach Südafrika. Kaufhäuser vermehrten sich schnell und die Küstenkolonien machten energische Anstrengungen, sich auf den zu hoffenden Handel en groß vorzubereiten. Die britische Regierung hatte zudem jedem Kriegsteilnehmer 50 Pfund Sterling gespendet und das meiste von diesem Gelde blieb auch im Inlande. — Aber leider erfüllten sich die grandiosen Hoffnungen keineswegs. Zunächst mußte ein Gouvernement für die beiden neuen Kolonien eingesetzt werden. Viele von den Burenkämpfern waren als Kriegsgefangene in alle Welt verschickt worden und mußten erst zurückgerufen

werden, ebenso die Frauen und Kinder. Das alles nahm geraume Zeit in Anspruch und es dauerte sehr lange, bis die Farmwirtschaft wieder ins alte Geleise kam. Als die Leute zurückkamen, hatten sie weder Geld noch Viehherden, ihre Häuser waren zum Teil zerschossen und eingäschert, die Farmen lagen infolge des langen Krieges brach. Es brauchte jahrelangen Fleiß, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Manche Farmer verließen sogar das Land, um nie wiederzukehren. Die Regierungen der beiden neuen Kolonien bestanden meistens aus britischen Beamten und man erkannte bald, daß deren große Anzahl nicht dem Zuwachs der Bevölkerung entsprach. Man machte Pläne auf Pläne, die zumeist aus überreizten Phantasien entsprangen. Sogar die Goldindustrie, auf die man so große Hoffnungen gesetzt, ging rapid zurück. Die Goldminen benötigen eben nicht allzuvieler gelernte Fachleute, sondern mehr Arbeiter für die gröberen Arbeiten und dazu konnte man die Eingeborenen heranziehen. Die Goldadern sind oft so tief im Innern der Erde und die Instrumente zur Beförderung des Goldes so enorm teuer, daß, wenn die Minen nicht beständig und sorgfältig im Betrieb gehalten werden, es sich nicht bezahlt. Und wenn obendrein noch Weiße für Goldgrabungen angestellt werden, geht alles gewonnene Gold in Arbeitslöhnen auf und insolgedessen ist kein Profit da.

So stellte sich bald die Notwendigkeit ein, mit möglichst billigen Arbeitskräften zu arbeiten und die Zahl der Weißen auf ein Minimum zu beschränken. Aber auch die Unternehmer konnten zur Aufrechterhaltung der Minen nicht eine so große Anzahl von Eingeborenen aufbringen, sodaß die Goldbeförderung nicht im geringsten den Erwartungen entsprach. Die vielen Tausenden von Einwanderern, die auf Arbeit und Verdienst gerechnet, waren arbeits- und brotlos und so ging der Wohlstand der Kolonien rapid abwärts. Hat der Krieg gezeigt, daß Kriegsführen mehr als Torheit ist, so hatte er auch bewiesen, daß es töricht ist, wenn jede einzelne Kolonie ihre eigenen Wege gehen will. Einigkeit macht stark. Soll Südafrika vorankommen, dann muß jede einzelne Provinz oder Kolonie jeder Eigenbrödelei entsagen, nur Südafrika als Ganzes kann wachsen und gedeihen. Die Jahre nach dem großen Burenkrieg gelten als die trübsten in der bisherigen Geschichte Südafrikas. All die getäuschten Hoffnungen in Bezug auf den sich aufschwingenden Handel und die Arbeitsmöglichkeit haben Natal die Augen geöffnet, sich mehr im eigenen Lande umzuschauen, als nur auf die Goldminen Transvaals zu bauen. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß man dies mehr und mehr in den vergangenen Jahren getan hat. Mit Mut, Fleiß und Energie wird sicher Natal seinen früheren Wohlstand wieder erlangen.

27. Nachwort

Die Geschichte Südafrikas und Natalis ist mit diesen wenigen und kurzen Kapiteln noch lange nicht erschöpft. Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte sind eigentlich noch zu frisch im Gedächtnisse aller, als daß auch sie in das Gebiet „Geschichte“ gerückt werden könnten. Nur ein wichtiges Ereignis der letzten Jahre darf nicht unerwähnt bleiben, weil es für den Fortschritt Südafrikas von eminenter Bedeutung ist. Der Wunsch des großen Staatsmannes Cecil Rhodes, einmal ein vereintes Südafrika sehen zu können, ging im Jahre 1910 in Erfüllung. Als sich die vier großen Kolonien oder Provinzen zu einer Union — der Union von Südafrika — zusammenschlossen.

Von diesem Zeitpunkt an beginnt die neuere Geschichte Südafrikas, der wir nicht vorgreifen wollen. — Wer einmal in späterer Zeit eine Geschichte

Südafrikas zu schreiben hat, würde sehr fehlen, wenn er nicht mit einigen Kapiteln auch die Tätigkeit der katholischen Kirche oder Mission, speziell das große Werk des Abtes Franz Pfanner erwähnte. Was die Trappisten, bezw. die Missionare von Mariannhill, in den letzten 50 Jahren zur Zivilisation und Hebung der Eingeborenen getan haben, ist weit mehr wert als die Hebung und Ausbeutung von Gold- und Diamantefeldern. Südafrika wird nur dann wachsen und gedeihen, wenn auch den Schwarzen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird, wenn auch sie ihre Kräfte und Fähigkeiten frei entfalten können, wenn auch ihnen der Weg zur Bildung und Entfaltung offen steht, wenn Weiß und Schwarz sich gegenseitig verstehen lernen und im Frieden ohne Rassenhaß miteinander zu leben imstande sind. Dies zu verwirklichen ist die Aufgabe der katholischen Missionstätigkeit.

Es wird die dankbare Aufgabe einer geübten Feder sein, später auch speziell eine besondere Geschichte der katholischen Missionen in Südafrika niederzuschreiben.

Aus den westfälischen Forsten

Erzählung aus der Zeit des 30 jährigen Krieges
aus Diel „Novellen“ — Nachdruck verboten!

(Schluß)

Anna war in das Haus geeilt, und der Forstmeister mit seinem Sohne folgten ihr. Aber unter der Türe blieb der Alte plötzlich stehen und flüsterte: „Heinrich, er ist dein Bruder!“

„Wer?“ fragte der Sohn.

„Der Hauptmann, welchem Hubert das Kreuz zurückstellte. — O Heinrich, Heinrich! — Das Kreuzchen stammt von meiner seligen Mutter — o gehe morgen nicht in den Wald — es gibt ein Unglück.“

Heinrich wußte nicht, wie ihm wurde; er hätte seinem Vater folgen mögen, und dennoch sagte er: „Ich kann nicht, Vater, nein, ich darf nicht.“ — Und dann stieß er verzweifelnd die Worte aus: „Schrecklich! Schrecklich! Mein eigener Bruder ein Räuber, ach Gott, vielleicht ein Mörder!“

Keiner sprach mehr ein Wort; düster und traurig verfloß der Abend. Aber als bereits alle zu Bett lagen, kniete der junge Forstmeister noch allein in der Wohnstube vor einem Kruzifixe und betete: „O Herr, gekreuzigter Heiland! wenn dieser mein Bruder ist, so will ich mich opfern für das Heil seiner Seele. Nur sorge du für mein armes Weib, für mein Kind und für meinen unglücklichen Vater.“

Lange kniete er dort — und droben am Himmel wanderten friedlich und tröstend die Sterne.

Am andern Morgen erschien der alte

Forstmeister nicht unter den Seinigen, und als man ihn lange vergebens gesucht hatte, fand man ihn gefesselt und gebunden im Walde. Neben ihm lag eine Muskete und Huberts Hirschfänger mit einem Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Hauptmann der Wilderer schickt diese Waffen dem Jägerburschen als Ersatz für seinen gestrigen Verlust.“ — Heinrich wollte Näheres über die Ereignisse der Nacht von seinem Vater erfahren, erhielt aber keine Antwort auf seine Fragen. Allem Anscheine nach war der Greis hinausgegangen, um seinen vermeinten Sohn aufzusuchen, und hatte dann jene Wildschützen getroffen, die die Waffen zum Försterhause bringen sollten und die ihn grausam mißhandelten.

Der Gutsherr war unterdessen in dem Forsthause angekommen und traf die Vorkehrungen für ein glückliches Gelingen des Streifzuges. Sämtliche Förster und Jägerburschen waren aufgeboden und außerdem standen viele Bauern in Waffen. Gegen Einbruch der Nacht sollten alle von verschiedenen Seiten sich nach dem Lagerplatz der Wilderer begeben, den Ort umzingeln und dann auf ein gegebenes Zeichen den Angriff vereint eröffnen.

In dem Forsthause selbst herrschte während des ganzen Tages die tiefste Trauer, als ob ein großes Unglück drohe. In Annas Augen hingen fortwährend Tränen, und zuweilen, wenn

sie allein war oder in die unschuldigen Augen ihres Kindes schaute, konnte sie dieselben nicht mehr bemeistern; sie fielen in vollen und schweren Tropfen nieder. Der Großvater sprach gleichfalls während des ganzen Tages kein Wort, sondern ging unter den Eichen, die das Haus umgaben, auf und ab und betete den Rosenkranz. Nur Heinrich war frisch und kräftig; der Gedanke an sein gestriges Opfer tröstete ihn, und Gott verlieh ihm Stärke und Ausdauer.

Bereits sendete die Sonne ihre Strahlen tiefer und rötlicher durch das Laubwerk und bedeckte die grünen Blätter mit einem schillernden Goldglanze. Hubert hatte das Haus verlassen und sich auf heimlichen Pfaden nach dem Lagerplatz der Landsknechte begeben; denn er brannte vor Begierde, seine Schande auszuweken. Der Forstmeister war aber mit dem Grafen am Nachmittage in das Kirchdorf gegangen, um die letzten Bestimmungen zu treffen. Auch sie kehrten jetzt zurück und holten ihre Waffen. Vor dem Hause trafen sie den alten Hermann, und der Gutsherr wechselte einige freundliche Worte mit ihm. Dann traten sie zusammen in die Stube, wo Anna neben der Wiege ihres schlummernden Kindes saß.

„Leb' wohl, Anna“, sagte Heinrich und ging auf seine Gattin zu, die bei diesen Worten aufbelebte und heftig zu weinen begann. „Nein, weine nicht“, fuhr der Forstmeister fort, „bin ich denn heute in größerer Gefahr wie vordem immer, seit die Wilderer in dem Gehege sich festsetzten? — Ich komme wieder, bete für mich und mache mir das Herz nicht schwer, da es notwendig ist.“

Bei diesen Worten umschlang er sie herzlich und drückte sie an seine Brust. Aber die Frau weinte fort, ihre Tränen rollten reichlich und fielen auf die Hand des kräftigen Mannes nieder.

Dem Grafen ward es bei diesem Anblick seltsam zumute. „Ich bringe Euch den Gatten zurück“, sagte er, „und ich stehe für ihn mit meinem eigenem Leben ein.“

„Beteuert nichts, hochedler Herr!“ entgegnete Anna.

„Seid nur getrost“, sagte der Gutsherr „und tut, wie er Euch geheißt: betet für uns alle!“

Der Forstmeister hatte sich von der Umarmung losgemacht und war zu seinem schlafenden Kinde getreten. Einen heißen, innigen Kuß drückte er ihm auf die Wangen, schaute noch einmal in das unschuldige Gesichtlein und schritt dann der Türe zu. Der Graf und der Vater folgten ihm, und auch Anna wollte die

Männer begleiten. Doch, ohne sich umzuwenden, sagte Heinrich zu ihr: „Weibe bei dem Kinde; ich glaube, es ist wach geworden durch meinen rauhen Kuß.“

Sie gehorchte.

Draußen reichte der Forstmeister dem Vater die Hand und sagte: „Vater, tröstet Anna!“ Der Greis entgegnete: „Gott wird trösten“, und kehrte in die Stube zurück.

Es war ein trauriger Abschied. —

So schritten denn die beiden Männer, der Gutsherr und sein Forstmeister, dem Walde zu. Sie trugen die Feuerbüchse in dem Arme und an der Seite das Jägerhorn und den blanken Hirschfänger.

Schweigend gingen sie voran auf dem schmalen Waldpfade, der sich zwischen hohen Eichen hindurch immer tiefer und tiefer in das Dickicht wand. Nur hie und da schaute ein Fleckchen Himmel durch die Baumkronen herein: es war tiefblau gefärbt und hatte einen rosenroten Schimmer von der Sonne, die eben unterging. — Allgemach wurde es finsterner in dem Forste, und als die Wanderer zu dem Wiesengrunde kamen, wo Hubert am verflossenen Tage den Hauptmann getroffen hatte, lag bereits die Nacht dunkel und schwarz über den Waldungen. Bevor sie in die Lichtung hinaustraten, blieb der Forstmeister stehen und sagte leise zu dem Grafen: „Jetzt müssen wir vorsichtig sein. Wartet ein Weilchen, hochedler Herr; ich schlüpfe am Rande zwischen den Baumstämmen hin; oben ist ein kurzes Gestrüpp, dort schleiche ich leise auf die andere Seite und sehe, ob wir sicher sind; dann könnt ihr nachfolgen.“

Heinrich ging und der Gutsherr blieb allein zurück. Eine ganz tiefe Ruhe lag über der Wildnis; die Tannen rauschten einformig und doch so ernst und feierlich wie die Leichenmusik beim Begräbnis eines verstorbenen Kriegers.

Ach Gott, die Natur ist so schön und herrlich in ihrem tausend- und tausendfachen ewigen Wechsel, wenn nur die Menschen nicht wären mit dem bösen, leidenschaftlichen Herzen in der Brust! —

Eine Viertelstunde war vergangen, als der Forstmeister eiligen Schrittes über die Wiese kam.

„Ihr habt nichts entdeckt?“ fragte der Graf.

„Keinen Wilderer“, war die Antwort; „und doch ist jemand in der Nähe, den ich nicht kenne. Es ist eine hagere, fast übermenschliche Gestalt mit einem langen Schlapphut. In dem Gestrüpp sah ich ihn zuerst, von dort begleitete er mich und winkte dabei fortwährend mah-

nend mit der Hand. Ich fragte ihn, was er wolle, aber er antwortet nicht.“

„Schaut, dort ist er wieder!“ rief der Forstmeister plötzlich in einem aufgeregten Tone aus, indem er nach dem jenseitigen Rande zeigte.

„Ich sehe nichts“, sagte der Graf; „es muß eine Täuschung sein.“

„Nein, es ist ein Langhut, wie wir diese Geister nennen; er sucht Unglück zu verhüten“, entgegnete der Forstmeister.

„Sollen wir weitergehen?“ fragte der Graf.

„Wir müssen; die andern warten auf uns“ sagte Heinrich. „Wohlan, in Gottes Namen!“

„Kommt, laßt uns den Rosenkranz für die abgehenden Seelen beten“, sagte der Gutsherr.

Die beiden Männer nahmen ihren Rosenkranz, schlugen ein Kreuz und schritten betend vorwärts.

5. Wald und Waldbewohner

Ein Feuer brannte in dem Forste. Es brannte in jenem Teile, wo das Flachland aufgehört hat und die Hügel und Felsklippen beginnen. Die Flammen wurden von einer solchen Felskluft überdacht und versteckt; feste, knorrige Eichenstämme umgaben in engem Kreise die Stätte und machten, daß man das Feuer nur in der nächsten Nähe bemerken konnte. Wilde, harte Gestalten saßen ringsum und plauderten miteinander. Zu beiden Seiten des Feuers waren Holzgabeln eingerammt und eine röstete über denselben einen mächtigen Hirschbraten. Ein Fäßchen Wein lag auf dem Boden und eine Dirne zapfte daraus und kredenzte den Humpen in die Runde.

Es war eine seltsame Gruppe; die einen trugen Bauernwämser, andere hatten zerrissene spanische Mäntel über den Schultern hängen, und wieder andere alte Lederkoller.

Sie waren ihrer zwanzig Kumpane, von denen wir bereits zwei kennen lernten. Der Hauptmann saß in der Mitte und stützte sich auf einen rostigen Panzer, der ihm zur Seite lag. Der erste Wildschütze aber saß abseits unter einer Eiche und während die Waffen aller übrigen an den Bäumen hingen oder lehnten, hielt er allein eine Muskete in den Armen.

„Ist der Hirsch noch nicht bald geröstet, Pankratius?“ rief einer dem Koche zu.

„Geduld, Geduld! Nähre dich einstweilen am Duft“, entgegnete der Gefragte.

„Er hat recht“, rief ein dritter; „der Duft des hiesigen Rotwildes ist nicht

zu verschmähen. Schade nur um die schönen Tiere, die wir zurücklassen, damit sich die Pfaffen und die Hochgnädigen ihre Wänste damit füllen.“

„Und doppelt schade, weil's geschieht aus Angst vor einem glatten Jägerbüschlein — oder weil man Blei und Pulver umsonst vergeudet“, fiel ein anderer ein.

„Wollen wir denn wirklich morgen den Wald verlassen?“ hub einer von neuem an, indem er seinem Leutnant den Becher kredenzte.

„Morgen“, war die kurze Antwort.

„Ich bin's auch herzlich satt“, sagte einer der Gesellen; „ich möchte lieber mich anwerben lassen: daß es nur irgendwo eine Fehde gäbe; Soldatenbrot ist ehrliches Brot.“

„Und Hirschfleisch — gutes Fleisch“, schrie der Koch von dem Feuer herüber.

„Wer arbeitet, soll auch essen; wir haben gearbeitet fürs Heilige Deutsche Reich, und da sie uns die Arbeit verbieten, müssen sie uns wenigstens ernähren.“

„Paradiridarum;

Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das Römisch' Reich;
Es sterb' heute oder morgen,
Das gilt uns alles gleich“;

— sang der Rotkopf und die anderen stimmten ein, daß es wild durch die nächtliche Stille widerhallte. Nur der Hauptmann schwieg. Erst als die Gesellen geendet hatten, rief er zornig aus: „Das Lied hast du auch nicht bei dem Pappenheim erlernt, Barthold!“

„Aber Ihr bei dem Ozenstiern“, entgegnete der Söldner.

Eine glühende Röte überlief das Gesicht des Hauptmannes. „So durfte ich es singen“, schrie er heftig. „Ich brach meinen Eid nicht und kämpfte damals gegen mein Vaterland, weil ich von Kindheit auf bei dem Schweden war.“

Barthold wollte antworten, aber bereits war einer der Wilderer aufgesprungen und stieß ihm mit dem Rufe: „Heda, rote Kröte, hab Respekt vor deinem Leutnant!“ die Faust ins Gesicht, daß er rücklings auf den Rasen sank.

Der Hirsch war völlig geröstet, und Pankratius legte ihn auf einen Stein inmitten der Gruppe. Die Söldner griffen nach ihren Messern und schnitten sich Stücke von dem Fleische ab. Auch Barthold hatte sich aufgerichtet und folgte dem Beispiel der übrigen; dann entfernte er sich wieder brummend an seinen früheren Platz.

Während sie aßen, fragte einer den Hauptmann:

„Wohin ziehen wir denn morgen, Leutnant?“

„Wohin ein jeder will“, antwortete er; „wir warten vergebens, bis die Werbetrommel ertönt. Die Fürsten haben es mit dem Frieden ernst gemeint und brauchen den Söldner nicht mehr. Der Kaiser aber hat jetzt ein stehendes Heer wie im Franzosenland; drum ziehe ich hin nach Osterreich und lasse mich antwerben gegen den Türken. — Wer geht mit?“

„Wir nicht, wir nicht“, riefen mehrere Stimmen und nur wenige Männer standen zu ihrem Hauptmann.

„Macht, was euch gefällt“, sagte dieser enttäuscht, „und seht, wie ihr mit den Grünröcken fertig werdet, wenn es ihnen einfällt, Ernst zu machen.“

„Dann stecken wir ihnen den roten Hahn aufs Dach, und Feuerbüchsen haben wir auch — nur nicht zum Verschensken“, schrie Barthold.

„Also auch noch Mord und Brand zum Raub und Diebstahl“, sagte der Hauptmann in tiefem Tone.

„Gerade wie es der Mansfeld machte, da er die armen Bauern haufenweise in die brennenden Häuser werfen und, die sich retten wollten, wie Hunde niederschießen ließ“, entgegnete Barthold. „Aber seit wann habt Ihr denn eine so zarte Conscientia, Herr Leutnant?“ fuhr er spöttisch fort; „die Pfaffen haben diese Spiegelfechtereie erdacht. Das soll solch ein Wundertier sein, daß sich die Libertät nicht darein schicken kann. Wir aber scheeren uns nicht drum und bleiben, wo wir sind. Geht Ihr nur Eures Weges.“

Da tönte plötzlich ein schriller Ton wie das Locken einer Hirschkuh; die Wilderer stuzten. „Die Hirsche laufen uns gar am Ende noch nach“, sagte Panfratius laut lachend. Barthold aber griff nach der Büchse, goß Pulver auf die Pfanne und spannte den Hahn. Ein leises Knistern ließ sich ganz in der Nähe hören, der Wilddieb zielte nach der Stelze und schoß.

„Jesus, Maria!“ rief eine Stimme, und in demselben Augenblick fielen mehrere Schüsse aus dem Dickicht, einzelne Söldlinge sanken zu Boden, darunter auch der Hauptmann. Nun sprangen die Wilderer auf und griffen nach den Waffen — doch schon war es zu spät; sie sahen sich von einer Überzahl Förstern und Bauern umringt. Sie saßten nach den Messern, aber die baumstarken Männer schlugen ihnen die Waffen mit den Kolben aus den Händen. In einem Nu war ein großer Teil der Wilderer fesselt und gebunden, während andere tot oder verwundet auf der Erde lagen. Nur Barthold wehrte sich noch mit einer furchtbaren Wut. Er rang mit dem Jä-

gerburschen, der den Wilddieb sofort erkannt und sich zum Opfer ausersehen hatte. Keiner von ihnen besaß mehr eine Waffe, sondern mit den Fäusten suchte einer über den andern Herr zu werden. Bald lagen beide auf dem Boden, bald kämpften sie aufrecht, und ohne daß jemand ihrer achtete, hatten sie sich im fortwährenden Ringen ziemlich weit von dem Lagerplatz entfernt. Hubert nahm alle Kraft zusammen, und doch war er nahe daran, zu erliegen. Da stolperte plötzlich der Wilderer über einen Baumstamm und stürzte rücklings auf einen Steinblock. Seine Arme ließen nach, und als der Jägerbursche sich emporrichtete, sah er das Blut mit Gewalt aus den Wunden des Wilderers quellen. Bartholds Augen starrten weit und stier — er war tot; der spitze Stein war in die Schläfe gedrungen.

Am Rande des Platzes aber lag unter einer großen Eiche das Opfer des roten Wildschützen — der Forstmeister Heinrich. An seiner Seite kniete der Gutsherr und legte den Verband auf die Wunde seines treuen Dieners.

„Ach Gott, mein Weib und Kind und mein alter Vater!“ flüsterte Heinrich. „Es ist vergebens, der Schuß sitzt in der Brust.“ — Er faltete die Hände und betete.

Einige Jäger verbanden den Hauptmann, der gleichfalls schwer verwundet auf der Erde lag. Er sprach kein Wort, weder mit den Jägern noch mit einem Mitgliede seiner Bande.

Unterdessen gab der Graf den Befehl, zwei Bahren zu machen, um den Forstmeister und den Hauptmann ohne Gefahr in das Forsthaus zu tragen. Heinrich hatte verlangt, daß man den Wilderer mit großer Sorgfalt behandeln solle. Dann trat der Gutsherr zum Lager des Forstmeisters zurück und schaute ängstlich in dessen Züge: „Ich bin an Eurem Unglück schuld“, sagte er, „werdet Ihr mir dies vergeben?“

„Ich tat meine Pflicht“, flüsterte Heinrich; „Gott hat alles so gefügt; er hat mein Opfer angenommen; möge er es vollenden.“

Die Bahren standen bereit. Man hieb Zweige von den Bäumen und legte sie über die Querhölzer, darüber wurden Stücke Moos gedeckt und endlich Jacken und Mäntel, die sich von den Wildschützen vorfanden.

Nach diesen Einrichtungen wurden die beiden Verwundeten auf die Bahre gehoben, vier kräftige Burschen saßten an und der Zug setzte sich in Bewegung. Das übrige Gefolge des Grafen blieb zurück, um die Gefangenen zu bewachen

und die Toten zu begraben; es sollte am andern Morgen nach dem Kirchdorf aufbrechen, weil ein Marsch durch die Dunkelheit und auf schmalen Waldpfaden zu gefährlich schien.

Der Gutsherr und Hubert schritten hinter der Bahre, auf welcher der Forstmeister ruhte. Von Zeit zu Zeit wurde inne gehalten, um den Trägern Ruhe zu gestatten. Dann trat der Graf zu den Verwundeten heran und träufelte ihnen einige Tropfen Wein in den Mund. Heinrich dankte jedesmal, auch der Wildschütze tat dieses, sprach aber sonst kein Wort.

Die Sterne waren untergegangen, und eine kühle Morgenluft wehte durch den Wald. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Dämmerung zwischen den Bäumen doppelt täuschend war und auch der Zustand der beiden Männer keinen so schnellen Schritt ertrug.

Endlich langte man auf einem breiteren Wege an; es zeigten sich schon einige weißlichgraue Wolken am Himmel und verkündeten den Anbruch des nahen Tages. Das Forsthaus konnte höchstens noch eine Viertelstunde entfernt sein.

Da erblickte Hubert am Rande des Waldes eine menschliche Gestalt. Er rief sie an, erhielt aber keine Antwort. Nun sprang er näher hinzu und erkannte den alten Hermann, der in dem taunassen Grafe saß und den Rosenkranz betete. Der Greis blickte auf; er sah, wie man die Bahre seines Sohnes vorübertrug, und blieb dennoch sitzen. In einiger Entfernung folgten die Träger mit dem verwundeten Hauptmann. Erst als diese sich näherten, erhob er sich plötzlich, stürzte auf den Wildschützen los, und mit dem Rufe: „Gerhard, mein Sohn!“ warf er sich an dessen Brust und küßte ihn heiß und innig.

Der Graf eilte herzu: „Kommt, Vater“, sagte er zu dem Greis, „dies ist nicht Euer Sohn; Euer Sohn liegt dort, schwer verwundet, doch ich hoffe, daß wir ihn noch retten werden.“

„Ihr werdet ihn nicht retten“, murmelte der Alte, „weder ihn noch diesen da, der auch mein Sohn ist.“ Dann fügte er schmerzlich bei: „Zwei Söhne verloren an einem Tage!“

„Der Schmerz hat ihn wahnsinnig gemacht“, sagte der Graf leise zu dem Jägerburschen. „Kommt, laßt uns vorgehen; die kühle Morgenluft kann den Verwundeten schaden.“

Sie erhoben von neuem die Bahren und schritten weiter: Hermann folgte, immerfort betend.

Nun lag das Forsthaus vor ihnen. „Wartet ein wenig“, sagte der Gutsherr,

„ich will die arme Frau trösten, damit der Schmerz sie nicht überwältigt.“

Aber Anna kam ihm bereits entgegen. Ihre Augen blickten starr, und als sie ihren Gatten sah, stürzte sie mit einem herzerreißenden Schrei auf die Bahre.

„Heinrich, lieber Gatte, lebst du noch?“ fragte sie.

„Anna, liebes, teures Weib“, flüsterte Heinrich, „wie Gott will! Was er tut, ist wohlgetan.“

„Wie Gott will“, wiederholte die unglückliche Frau und erhob sich.

Der Morgen war in den Wald gekommen, die Sonne schaute lustig durch die Scheiben des Forsthauses und zeichnete weiße Rosen an die Wand. Aber die Leute drinnen achteten ihrer nicht.

Zwei Betten standen in der Stube, und in den Betten lagen die beiden Männer. Sie fieberten heftig; der eine von Weib und Kind, der andere von Schlachten, Wäldern und fremdartigen Dingen. An dem Bette des Forstmeisters saß Anna, an dem des Wildschützen der Greis. Heinrich war erst am Morgen in das Fieber gefallen, der Wildschütze schon in der Nacht auf dem Wege durch den einsamen Wald. Was der Greis getan hatte, davon wußte der Hauptmann nichts. So vergingen drei traurige Tage; da erwachte der Wilderer wie aus einem tiefen Traume. „Wo bin ich?“ fragte er und schaute in dem Zimmer umher und auf die Personen, die sich darin befanden.

Anna sprang hinzu; sie litt Unbeschreibliches; aber sie ertrug es. Ein Herz kann vieles dulden, wenn es unschuldig und gottliebend ist.

„Verhaltet Euch ruhig, mein Herr“, sagte sie, „die Aufregung könnte Euch schaden; man will Euch hier nichts Böses.“

„Nein, man will dir nichts Böses, mein Kind“, murmelte der Greis und beugte sich über den Kranken hin. „Gerhard, kennst du denn deinen alten Vater nicht mehr?“

„Ich habe keinen Vater“, antwortete der Kranke, „ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Es ist wahr“, sagte Hermann schmerzlich, „du hast ihn nie gekannt und meine Haare sind weiß geworden seit der Nacht, wo ich dich verlor. — Kennst du nicht dein Kreuz? Deine Mutter hing es dir um, als du geboren wurdest.“

Sie sprachen eine Weile miteinander, aber der Kranke schüttelte immer ungläubig das Haupt.

Anna war zum Lager ihres Gatten geeilt und schaute in seine fieberhaften

Züge, als wollte sie die Schmerzen hinwegnehmen und begraben in ihrer eigenen Brust.

Am Abend sagte der Wildschütz: „Ich wünsche einen katholischen Priester.“ — Anna ging hinaus und schickte den Jägerburschen nach dem Kirhdorfe.

Der Pfarrer kam; er war schon am vorhergehenden Tage bei den Kranken gewesen, als sie noch im Fieber lagen.

„Laßt mich allein“, sagte er zu den Anwesenden; „ich werde auf Heinrich achten.“

Mehr als eine Stunde verging; dann trat er heraus und sagte: „Kommt, Hermann, er ist Euer Sohn.“

„Ich wußte es“, entgegnete der Greis. Es war ein schmerzlich-frohes Erkennen.

Durch das Gerede des alten Forstmeisters war der Hauptmann nachdenklich geworden und hatte dem Pfarrherrn nach abgelegter Beichte sein Leben erzählt, soweit er sich dessen erinnern konnte.

Als kleiner Knabe hatte er eine Marfeterin in des tollen Christians Troß für seine Mutter gehalten und war nach ihrem Tode mit zehn Jahren zu dem Heere Mansfelds gekommen. Mit diesem zog er durch das Land, selbst bis hinab nach Bosnien, wo Mansfeld starb. Dann trieb er sich eine Zeitlang in Siebenbürgen umher, als Wallensteins Werbetrommel ertönte und ihn unter die kaiserlichen Fahnen lockte. Nach des Friedländers Tod kämpfte er wieder mit den Schweden unter Horn und zu allerlezt unter den Reitercharen Jan van Werths fürs Deutsche Reich. Als der Frieden geschlossen war, hatte er es wie die andern gemacht und auf eigene Faust sein Leben zu erhalten gesucht, bis zu jener unglücklichen Nacht.

Aus seiner Jugend wußte er sich noch eines dunkeln Waldes zu erinnern, in dem er gelebt, und eines Weibes und eines Mannes, die ihn sehr geliebt hatten. So tauchten allmählich immer mehr bekannte Bilder in ihm auf; es war ihm, als habe er schon einmal in dieser Hütte gewohnt; dazu kam das Kreuz, auf welchem der Name des alten Forstmeisters stand, und endlich war kein

Zweifel mehr, daß der Greis sein Vater und Heinrich sein Bruder sei.

Als Heinrich aus seinem Wundfieber erwachte und diese Dinge erfuhr, sagte er: „Gott hat mein Opfer angenommen und mein Gebet erhört — nun ist alles gut.“

Dann beichtete er, und beide empfingen das hl. Sakrament des Altars als letzte Wegzehrung. — Darauf ließ der junge Forstmeister sein Bett dicht an das Lager seines Bruders rücken, und mit einem innigen Kuß begrüßten sich die beiden Männer, die sich im Leben nicht gekannt und erst im Tode gefunden hatten.

Noch wenige frohe Tage gingen dahin; sie machten den Abschied leichter und den Tod tröstlicher.

Acht Tage darauf waren beide Leichen; mit einem reinen Herzen waren sie in ein anderes, besseres Leben hinübergegangen, um ewig vereint zu sein. Ein Grab nahm sie auf, und oftmals knieten dort der greise Vater und die junge Gattin mit ihrem Kinde.

Der alte Hermann wollte nicht von dem Försterhause scheiden, wo er so viel Leid erduldet hatte; deshalb wurde für Hubert, den neuen Forstmeister, eine andere Wohnung gebaut.

Der Greis erreichte ein hohes Alter und als er endlich auch in ein besseres Leben ging und neben seinen Söhnen im Grabe ruhte, nahm der Gutsherr die Witwe auf sein Schloß, wo sie in einem weißen Häuschen am Ende des Parkes wohnte. Aus ihrem Sohne aber wurde ein tüchtiger Priester, der segensreich wirkte und noch lange in dem Andenken des Volkes lebte. —

Und die Sonne schien auf das Forsthaus und schien auf den Wald, der sich nicht verändert hatte und auf die fremden Gesichter, die unter den Bäumen wanderten.

Die Zeit geht dahin und die Geschlechter kommen und verschwinden. Niemand denkt an die Schmerzen und Leiden, die vor Jahren andere Menschen erduldeten, da die Leiden sich gleich bleiben und auch uns läutern müssen, wie sie jene geläutert haben.

E n d e